LIBRARY OF THE
JUL 9 1924
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Inhalt.

I. Teil: Zur subjektiven nominalistischen Geldtheorie.

I. Entstehung und Wesen des Geldes. Stellung zur Chartaltheorie . . 5
II. Geldwertproblem und Preistheorie 8
III. Das Einkommen als Grundlage der Schätzung des Geldes 15
IV. Der Kreislauf des Geldes und die stetige Entwicklung der Preise . 17
V. Unstetige Preisentwicklung, insbesondere die Inflation 20
VI. Überleitung zu den kritischen Teilen der Arbeit 23

II. Teil: Die Staatliche Theorie des Geldes von Georg Friedrich Knapp.

Abschnitt I.: Die Grundlagen der Staatlichen Theorie des Geldes.

A. Die wesentlichen Eigenschaften des Geldes.

I. Der Gegensatz zur metallistischen Lehre 24
II. Der Grundsatz der Wesentlichkeit 25
III. Die wesentlichen Eigenschaften des Geldes 25
a) Die Kenntlichkeit des gesetzlichen Zahlungsmittels und die zirkulatorische Befriedigung 26
b) Die nominale Werteinheit des Geldes 26
IV. Die Stellung des Staates zu den wesentlichen Eigenschaften des Geldes 26
a) Die historische Definition der Werteinheit 27
b) Der rechtsgeschichtliche Grundgedanke 27
c) Geschichtlicher Rückblick 27
α) Die Nominalschulden beim Währungswechsel 28
β) Die Bedeutung der Münze 28
γ) Das chartale Zahlungsmittel 29
d) Der Geldbegriff in der Staatlichen Theorie des Geldes 30
e) Der Grundsatz der Chartaltheorie 30

B. Knapps Stellung zur wirtschaftlichen Theorie des Geldes.

I. Die Ablehnung jeder wirtschaftlichen Werttheorie 31
a) Knapps Wertbegriff 31
b) Geltung und Wert, innerer und ausländischer Verkehr 32
c) Der Wert und die Kaufkraft des Geldes 33
d) Das Urteil des Publikums über den Geldwert 35
e) Knapps Anschauung vom Wertmaß 36
II. Ansätze wirtschaftlicher Werttheorien bei Knapp 37
a) Die Kaufkraft als Grundlage des Geldwertes 37
b) Das Einkommen als Grundlage des Geldwertes 37
c) Der natürliche Mensch als Metallist 38
d) Der Mengengedanke 38
e) Anerkennung einer wirtschaftl. Theorie neb. d. Staatl. Theorie d. Geldes 38
f) Knapps Ansicht über die selbständige Aufgabe d. wirtschaftl. Geldtheorie 39

II.: Zusammengefaßte Kritik der staatlichen Theorie des Geldes:

A. Ablehnende Kritik ihrer Grundlagen:

I. Der Grundsatz der Wesentlichkeit 40
II. Die wesentlichen Eigenschaften des Geldes 40
III. Der Grundsatz der Chartaltheorie 41
a) Das Geld ist kein Geschöpf der Rechtsordnung 41
b) Der Staat vermag dem Gelde keine Geltung in Werteinheiten zu geben 41
α) Der Ausdruck Werteinheit beruht auf falscher Anschauung 41
β) Der Staat vermag keinen subjektiven Wert zu verleihen . 42
γ) Der Staat vermag dem Gelde keinen Tauschwert zu geben . 42

B. Zustimmende Kritik über d. rechtsgeschichtl. System d. Staatl
I. Die Ordnung des Geldwesens im Inlande . . . . . .
II. Der Geldverkehr mit dem Auslande . . . . . .
III. Währungspolitische Vorschläge bei Knapp . . . . . .

C. Schluß.

III. Teil: Die Ergänzung der Staatlichen Theorie des Geldes durch Friedrich Bendixen.

A. Die wirtschaftliche Theorie des Geldes bei Bendixen.

I. Seine Stellung zur Chartaltheorie 47
II. Die Geldschöpfungslehre 48
III. Die volkswirtschaftliche Funktion des Geldes 50
IV. Die Ablehnung jeglicher Werttheorie 51
a) Die Werttheorie und die Erkenntnis des Geldes 52
b) Hat das Geld einen selbständigen Wert? Der technische Wertbegriff 52
c) Ist der Preis ein Äquivalent 53
d) Das Geld als Gegenstand subjektiver Bewertung 53
e) Der Begriff des wirtschaftlichen Gutes 53
f) Der Tauschwert oder die Kaufkraft des Geldes im objektiven Sinne 54
g) Die Forderung des wertbeständigen Geldes 54
h) Das Geld in der nationalen Bilanz 55

B. Die praktischen Vorschläge Bendixens:

I. Die Schlüsse aus der Geldschöpfungslehre 55
II. Die Kritik der Goldwährung 56

C. Bendixens Fortschritte in der Schrift: „Das Inflationsproblem:

I. Neue Gedanken Bendixens zur Inflation 57
II. Mechanische oder psychische Anschauung 58
III. Beruht die amerikanische Teuerung auf Inflation 60

IV. Teil: Die Geldtheorie von Otto Heyn.

Einleitung: Chartalistische Gedanken bei Heyn schon vor Knapp.

I. Die Theorie des Tauschverkehrs bei Heyn.

A. Die „Theorie des wirtschaftlichen Werts".

I. Der Wertbegriff 64
II. Das Zustandekommen der Preise 66
III. Der Sparwert 67
IV. Die Frage nach der Ersetzlichkeit des eingebüßten Nutzens beim wirtschaftlichen Disponieren 68
V. Kritik einiger Einzelheiten der „Ersetzungstheorie" 68
a) Sparwert und Kostenschätzung 68
b) Absolute und wirtschaftliche Unersetzlichkeit 69
c) Gegebene Größen in der Theorie des Tauschverkehrs 70
VI. Die Vorzüge der „Ersetzungstheorie" 71
VII. Die „Ersetzungstheorie" und die „Lehre von der Schätzung" . . . 71

B. Die „Wertschätzung bei der Preisbildung".

I. Das Wirtschaften in Perioden mit Wirtschaftsfonds 73
II. Die Schätzung des Geldes 74

II. Heyns Geldtheorie in seinen rein geldtheoretischen Schriften.

A. Die Chartaltheorie bei Heyn.

B. Die Wertveränderungen des Geldes.

I. Die Forderung der Wertbeständigkeit 80
II. Geldmenge, Krediterteilung und Geldwert 80
III. Einfache und qualifizierte Geldentwertung 83
IV. Mißtrauen und Geldentwertung 85

C. Die Währungsfrage.

I. Teil: Zur subjektiven nominalistischen Geldtheorie.

1. Entstehung und Wesen des Geldes. Stellung zur Chartaltheorie.

Von den Vertretern nominalistischer Geldtheorien, insbesondere von den Anhängern der Chartaltheorie, die ich nachher besprechen werde, wird die Bedeutung des gesetzlichen Zahlungsmittels für die wirtschaftliche Geldtheorie m. E. überschätzt. Die Anhänger der Chartaltheorie erklären die Funktionsfähigkeit des stoffwertlosen Geldes mit seiner Eigenschaft als gesetzliches Zahlungsmittel und mit der überragenden Stellung des Staates im Geldverkehr und in der Kreditwirtschaft.

Besonders deutlich hat ein Schüler von Knapp, Georg Schmidt, diese Ansicht ausgesprochen. Ich greife nur einige Sätze heraus.[1]) So sagt Schmidt, das Geld sei „eine Erscheinung des Rechts, das die Verteilung der Gütervorräte, des Kapitals unter die einzelnen Wirtschafts- und Rechtssubjekte regelt".[2]) Die Geldwirtschaft beruhe auf der ordentlichen Finanzwirtschaft des Staates und auf seinem Kredit, der unbegrenzt sei, „weil der gefestigte Staat die Macht hat, sich alle in seinem Bereiche befindlichen Gütervorräte anzueignen".[3]) Das Geld „repräsentiere" eine „Forderung" an den Staat, gegen deren Übertragung auch jeder Bewohner des Staates gerne Güter verkauft bezw. Dienste leistet".[4]) „Der Wert des Geldes beruht also auf dem Vertrauen in seine Zirkulationsfähigkeit; diese ihrerseits hat ihren Grund in dem Kredit des Staates, der sich stützt auf die Macht und Ordnung des Staates nach innen und nach außen."[5])

Gegen diese Ansicht nehme ich aus doppeltem Grunde Stellung. Einmal will ich zu zeigen versuchen, daß man einen Nennwert des Geldes für ausreichend und einen Stoffwert für überflüssig halten kann, ohne das mit dem Hinweis auf das gesetzliche Zahlungsmittel und den Staat zu begründen; kurz ich möchte im Anschluß an Robert Liefmann[6]) erweisen, daß man eine nominalistische Geldtheorie vertreten kann, ohne Anhänger der Chartaltheorie zu sein. Dann soll im Gegensatz zu der genannten Ansicht ausgeführt werden, worin ich das wirtschaftliche Wesen des Geldes erblicke.

---

[1]) Georg Schmidt, Kredit und Zins.
[2]) Daselbst S. 9.
[3]) S. 11.
[4]) a. a. O. S. 10.
[5]) S. 15.
[6]) Robert Liefmann, Geld und Gold, Stuttgart und Berlin 1916; ferner die Aufsätze über die Kaufkraft des Geldes im Bankarchiv 1916.

Die allgemeine Form des Geldes im wirtschaftlichen Sinne ist das gesellschaftliche Tauschmittel, nicht das gesetzliche Zahlungsmittel. Es gibt bereits Geld im wirtschaftlichen Sinne, ehe es gesetzliche Zahlungsmittel, ehe es einen staatlich geregelten Münz- und Zahlungsverkehr gibt. Der Staat vermag als Gesetzgeber erst dann den Geldverkehr rechtlich zu regeln, wenn ein gesellschaftliches Tauschmittel sich allgemein eingebürgert hat. Ehe nicht die einzelnen Wirtschaften gewohnt sind, Einnahmen und Ausgaben in der Einheit eines Tauschmittels zu rechnen, kann auch der Staat ein juristisches Geld nicht schaffen. Die Grenze zwischen Naturalwirtschaft und Geldwirtschaft liegt für unsere wirtschaftliche Betrachtung nicht bei der Einführung des gesetzlichen Zahlungsmittels, sondern sie verläuft dort, wo der unmittelbare Tausch von Konsumgütern durch den mittelbaren Tausch mit Hilfe eines gesellschaftlichen Tauschmittels abgelöst wird.

Auf welchen Stoff die Wahl des Tauschmittels fällt, ist für sein Wesen gleichgültig. Wichtig ist für uns vielmehr, wie das Tauschmittel benutzt wird, wodurch es den gesellschaftlichen Halt bekommt.

Immerhin lassen sich folgende Bedingungen für das Entstehen eines gesellschaftlichen Tauschmittels mit Vorteil bedenken. Erst wenn ein regelmäßiger, planmäßiger Überschuß der Erzeugnisse über den notwendigen Bedarf des Lebens vorhanden ist, beginnt allmählicher Gebrauch des Tauschmittels.[7]) Dieses ist also keineswegs das wertvollste Gut. Der Bedarf an Gold ist offenbar geringer als das Verlangen nach Speise, Kleidung und Wohnung. Diese stärkeren Bedürfnisse müssen erst befriedigt werden, ehe auf den geringeren Nutzen des Goldes — solange es noch nicht Tauschmittel geworden ist — Arbeit aufgewendet wird. Es kommt hinzu, daß ein umso größerer Teil der verfügbaren Mittel (Kostengüter und Arbeit) auf das Schmuckbedürfnis verwendet wird, je geringer die Kultur ist.

Sind dieses Bedingungen für die Wahl des Tauschmittels, so ist für seine dauernde Funktionsfähigkeit notwendig, daß die Kosten der unmittelbaren Beschaffung des Tauschmittels hinter den Kosten anderer Erwerbszweige möglichst wenig zurückstehen und sich nicht plötzlich stark vermindern. Wäre es möglich, mit dem gleichen Kostenaufwand unmittelbar durch Produktion ein Vielfaches von dem Betrage an Tauschmitteln zu erwerben, den andere Gewerbe und Berufe durch Tausch ihrer Leistungen am Markt zu erlangen vermögen, so würde plötzlich neue Kaufkraft bei wenig verändertem Angebot die Preise in die Höhe treiben. Die Einkommen würden verschoben werden; kurz, alle üblen sozialen Folgen, um deretwillen man die Falschmünzer von jeher hart bestraft hat, würden nicht ausbleiben.

Hat sich der mittelbare Tausch mit Hilfe des Tauschmittels eingebürgert, so verliert der unmittelbare Gebrauchswert des Tauschmittels, der ursprünglich für die Entwicklung notwendig gewesen

---

[7]) Hildebrand, Natural-, Geld- und Kreditwirtschaft. Jahrb. für Nat. und Stat. II. Jahrg. 1864, S. 9.

ist, jede wirtschaftliche Bedeutung.[8]) Jeder nimmt das Tauschmittel nicht wegen seiner natürlichen, sondern wegen seiner gesellschaftlichen Eigenschaften an. Diese sind in der Tatsache begründet, daß jedermann sein Einkommen und seine Ausgaben im Tauschmittel verrechnet, daß folglich alle das Tauschmittel im Vertrauen auf seine wirtschaftliche Verwendbarkeit im Tausche annehmen.

Wer denkt heute daran, daß ihm die natürliche Eigenschaft einer Geldart, der Goldmünzen, sein Schmuckbedürfnis befriedigen kann? Erst wenn er alle stärkeren Bedürfnisse gesättigt hat, wendet der Wirtschafter einen Teil seines Einkommens an das Wohlbehagen, das ihm der Besitz eines Goldstückes oder eines Goldschmuckes bereitet. Wie bei jedem anderen Tausche schätzt er dann den Nutzen des Tauschmittels gegen denjenigen des Schmuckmittels. Wie bei jedem anderen Tausche gibt er mit dem Tauschmittel einen Teil der verfügbaren Kostengüter, einen Teil seines Einkommens, gegen ein Gebrauchsgut hin. Da der Kostenaufwand nach dem Nutzen geschätzt wird, den das Tauschmittel bei anderer Verwendung vermitteln kann, so hängt die Benutzung des Tauschmittels als Schmuckmittel von der Gesamtheit der Bedürfnisse und der verfügbaren Kostengüter ab.

Eben diese Verknüpfung einer Rechnungseinheit mit den wirtschaftlichen Entschlüssen aller Einzelnen macht es dem Staate erst möglich, im Anschluß an das gesellschaftliche Tauschmittel ein gesetzliches Zahlungsmittel zu schaffen.

Dieses gesetzliche Zahlungsmittel wird sich das Vertrauen aller Wirtschaftenden erwerben, wenn es sichere Gewähr gegen Falschmünzerei Einzelner, besonders aber des Staates, bietet. Diese Sicherheit besitzt eine offene Metallwährung (ganz allgemein: eine Währung, bei der ein Stoff unbegrenzt in Geld verwandelt wird), solange die Kosten der Produktion gleich oder gegenüber anderen Erwerbszweigen verhältnismäßig gleich bleiben. Sobald diese Kosten sich schnell und bedeutend vermindern, wird der Staat die freie Prägbarkeit aufheben oder fortan sein Währungsgeld aus einem anderen Stoff mit stetigeren Produktionskosten unbeschränkt prägen und in den Verkehr bringen, damit nicht die plötzliche, im Verhältnis zu den Kosten übermäßige Vermehrung der Kaufkraft am Markte die Preise in die Höhe treibt und die Realeinkommen verschiebt.

Sobald ein Tauschmittel sich eingebürgert hat, kann der Staat die Rechnungseinheit auch durch Papiergeld verkörpern. Eine unstetige Entwicklung der Preise (reziprok gedacht: eine Entwertung des Geldes) kann bei dieser Papierwährung nur eintreten, wenn die geringen Produktionskosten kleiner Papierscheine es einigen Wirtschaftern ermöglichen, mit geringeren Kosten als andere zu Gelde zu kommen.

So vermag der Staat im Anschluß an ein allgemeines Tauschmittel zweckdienliches Geld ohne stofflichen Gebrauchswert von Belang her-

---

[8]) Vergleiche v. Philippovich, Grundriß, I. Band, 10. Aufl., S. 276.

zustellen. Auch eine Anweisung des Geldes auf Besitz oder Leistungen des Staates allgemein (Georg Schmidt), auf bestimmten Bodenbesitz (John Law), Getreidevorräte oder Gütervorräte in Verbindung mit einer staatlichen Vorratswirtschaft oder eine Anweisung des Geldes auf Eisenbahnkarten und Briefmarken[9]) halte ich für zwecklos, ja für gefährlich, wenn der Glaube an solche „Sicherheiten" die Einsicht in die Erfordernisse der Geldschöpfung verschleiert.

Aber wir haben das Wesen des Geldes, seinen Kern, noch nicht von allen Schalen und Hüllen befreit. Das gesetzliche Zahlungsmittel ist nicht die Erscheinung des wirtschaftlichen Geldes schlechthin. Wie es vor ihm wirtschaftliches Geld in der Form des gesellschaftlichen Tauschmittels gegeben hat, so ist außer den gesetzlichen Zahlungsmitteln auf höherer Kulturstufe wirtschaftliches Geld in der Form privater Zahlungsmittel im Umlauf. Mit Wechseln, Schecks, Giroumschreibungen und Buchungen, wie sie z. B. die Buchhändler auf der Leipziger Messe abzurechnen pflegten,[10]) werden erhebliche Zahlungen geleistet, ohne daß bei dem größten Teile derselben gesetzliche Zahlungsmittel ihre Besitzer wechseln. Daraus geht hervor, daß bei einem wirtschaftlichen Tausch nicht die Nützlichkeit eines bestimmten Gelddinges auf Grund seines Stoffes, seiner Anweisung auf stoffliche „Sicherheiten" oder auf Grund seiner gesetzlichen Zahlkraft gegen ein Gut oder eine Leistung geschätzt wird. Weil die wirtschaftliche Schätzung des Geldes beim Tausch von der sachlichen Nützlichkeit des Gelddinges absieht, hat die Wirtschaftswissenschaft das Wesen des Geldes in der abstrakten Rechnungseinheit zu erkennen. Das haben bisher alle Theorien verkannt, weil sie immer nur die Nützlichkeit des einzelnen „Geldstückes" losgelöst von den Kostenschätzungen der Wirtschafter betrachteten.

II. Geldwertproblem und Preistheorie.

Wird das Geld im Tauschverkehr allgemein verwendet, so tritt der Preis in die Erscheinung. Güter und Leistungen werden gegen eine Anzahl von Geldeinheiten getauscht. Betrachten wir dieses Austauschverhältnis vom Gelde aus, so nennen wir die Gegenleistung den objektiven Tauschwert des Geldes. Ein Unterschied scheint insofern zu bestehen, als das Geld gegen unendlich viele, verschiedene Leistungen gegeben wird, sein objektiver Tauschwert also ein unfaßlicher Begriff ist. Dagegen drückt man den Tauschwert der Waren im Gelde allein und nicht mehr — wie beim unmittelbaren Tausche — in allen möglichen Gütern und Leistungen aus. Aber wie man den Tauschwert des Geldes nicht durch die Preise erklären kann, so wenig kann uns der Tauschwert des Geldes über den Wandel der Preise Aufschluß

[9]) Dalberg, Entthronung des Goldes, Finanzw. Zeitfragen, herausgegeben von Schanz und Wolf, Heft 30, Stuttgart 1916, S. 50.

[10]) Hildebrand, a. a. O. S. 20.

gewähren. Preis und objektiver Tauschwert des Geldes sind ja nur reziproke Ausdrücke für die gleiche Erscheinung. Die Veränderungen des objektiven Geldwertes sind die Veränderungen der Preise, Preistheorie und Geldwerttheorie — dazu die Einkommenstheorie (sogen. Verteilungslehre) mit ihren drei Zweigen der Grund-, Renten-, Zins- und Lohntheorie — die bisher allgemein getrennt voneinander behandelt worden sind, beobachten m. E. den gleichen Gegenstand, sie fallen zusammen.

Der Preis ist eine gesellschaftliche Tatsache, eine Massenerscheinung. Indessen diese Erkenntnis bedarf eines notwendigen Widerspruches. Will man begreifen, wie die Preise entstanden sind, wie sie sich verändern, so gilt es, in der Einheit die Vielheit zu erkennen. Die Massenerscheinung ist ja doch die gedankliche Einheit einer Vielheit von Einzelerscheinungen. Wir dürfen also bei der Massenerscheinung nicht stehen bleiben. Wir gehen zurück auf die individuellen Preisentschlüsse, die ja die Massenerscheinung des Preises erst zu Stande bringen, behalten aber den ergänzenden Massengedanken, die gesellschaftliche Abhängigkeit der Einzelnen bei ihren Preisentschlüssen, im Gedächtnis.

Damit habe ich die Frage beantwortet, ob der Gegenstand unserer Wissenschaft individualwirtschaftlich *oder* sozialwirtschaftlich betrachtet werden soll. Hier gibt es für mich kein Entweder-Oder: Beide Ideen sollen einander ergänzen. Jede für sich allein führt m. E. auf falsche Wege.

Um zu zeigen, wie weit ich in der sozialen Betrachtung gehe, führe ich einige Sätze Stolzmanns aus seinem Werke über den Zweck in der Volkswirtschaft (Berlin 1909) an. Völlig einig fühle ich mich mit seinem Satze: „Staat und Gesellschaft entstehen aus den Individuen und bestehen für sie; Bau und Leben des sozialen Körpers wird noch heute vom Hunger und der Liebe der Individuen zusammengehalten, und innerhalb des gegebenen sozialen Rahmens wirken noch heute diese individuell-psychologischen Triebfedern, sie füllen den Rahmen durch ihre eigenen Gesetze aus."[11]) Auch ein Bild findet sich bei Stolzmann, das meiner Anschauung nahe verwandt ist. Stolzmann spricht vom „Subjekt als der sozialen Grundeinheit, die ihr Licht nach beiden Seiten ihrer Ausstrahlung gleichmäßig versendet, nach der Seite des Kostens- und nach der Seite des Gebrauchswertes".[12])

Mit Recht lehnt Stolzmann die naturalistisch-kausale Betrachtungsweise ab und faßt den Wert nicht als Kausalergebnis, sondern als Zweckgebilde auf. Die Zweckgebilde, um die es sich dabei handelt, sind aber m. E. diejenigen, die den wirtschaftenden Individuen vorschweben. Einen dritten Zweck höherer Ordnung, den organischen „Zweck der Volkswirtschaft", der jene beiden erst einheitlich zusammenfaßt, vermag ich nicht anzuerkennen. Angebot und Nachfrage stoßen zwar

---

[11]) Stolzmann, S. 776.
[12]) Stolzmann, a. a. O. S. 761.

nicht blind, aber mit entgegengesetzten Zielen aufeinander (Vergl. Stolzmann, Conrads Jahrb. 1914, S. 182). Wert, Zurechnung und Verteilung richten sich nach den Einzelakten der Individuen und nicht, wie Stolzmann meint (a. a. O. S. 191) nach den organischen Funktionen, die ihnen durch die Wirtschaftsordnung und den planmäßigen Gang des großen Zweckorganismus vorher gegeben sind. Stolzmann sagt ja selbst einmal, daß „die Volkswirtschaft, das Volk, die Gesellschaft . . . überhaupt nicht wertet". „Alle Wertung geht (zwar) von dem Individuum aus", das die „Motive seiner Wertung bezieht . . . von innen her, aus den höchst persönlichen Beziehungen seiner Binnenwirtschaft heraus" oder „aus den Zweckbeziehungen des sozialen Gefüges".[13]) Ich möchte sagen, das Individuum bezieht die Motive seiner Wertung sowohl aus den innerwirtschaftlichen wie auch aus den sozialen Beziehungen. Im Gegensatz zu Stolzmann (Conrads Jahrb. 1914, S. 191) glaube ich, daß die subjektiven Betrachtungen sehr wohl und allein den Bau der Sozialwirtschaft erklären können. Daß sich das Individuum in der fertigen Sozialwirtschaft nur häuslich einrichten kann, ohne an ihrem Bau mitzuarbeiten, erkenne ich nicht an.

Wenn ich in der vollen Überzeugung, daß die Ideen der Einheit und der Vielheit nur vereint zur Erkenntnis führen, dennoch von einem Idealbild der Einzelwirtschaft ausgehen werde, so bedarf das einer näheren Begründung. Wer Preis, Geld, Kredit, Krise usw. als Massenerscheinung betrachtet, ist versucht, nur die Äußerungen (Symptome), nicht aber die Ursachen und treibenden Kräfte zu untersuchen. Gewiß ist z. B. jede Krise in Zeiten ausgebildeten Tauschverkehrs eine gesellschaftliche Tatsache. Aber sie muß in einer oder in einigen Einzelwirtschaften begonnen haben. Darum muß die Krise sowohl als Massenerscheinung wie als sogenannte singuläre Krise betrachtet werden. Wer sich von diesen beiden unzertrennlichen Ideen leiten läßt, wird zu gründlicher Erkenntnis gelangen. Es gilt, die gesellschaftlichen Zusammenhänge bis auf ihre Keime, bis in die Einzelwirtschaften hinein zu verfolgen.

Aber noch ein anderer Gedanke veranlaßt mich, das gesellschaftliche Wirtschaftsleben, die Tauschwirtschaft, durch den Spiegel einer ideelen Einzelwirtschaft zu betrachten, in dem sich gleichsam alle Erscheinungen der Einheit und der Vielheit sammeln. Die Tauschwirtschaft als Organismus unterscheidet sich von anderen Organismen dadurch, daß kein einheitlich leitender Wille ihren Organen gebietet. Der Staat oder die Rechtsordnung gebieten nicht den Gewerben, den Bedarf des Volkes an Kleidern, Stiefeln, Nahrungsmitteln, Wohnungen usw. zu decken. Es herrscht grundsätzlich Gewerbefreiheit. Jeder stellt her, was er will; gibt es, wem er will und fordert, so viel ihm beliebt.

Von dieser Regel hat selbst unsere Kriegswirtschaft nur einige

[13]) S. 756.

Ausnahmen gemacht. Jedem wird noch immer die Wahl gelassen, wo er seiner Hilfsdienstpflicht genügen will; enteignet werden die Produzenten nur sehr selten und ungern (eher schon die Händler); die Höchstpreise, die ja auch nur Ausnahmen sind, müssen dem Gewinnstreben der Einzelnen entsprechen, soll die Produktion nicht verringert werden.

So strebt im Rahmen des Gesetzes jeder Einzelne nach seinem Vorteil. Selbst wo das Gesetz in den freien Wettbewerb regelnd eingreift, muß es auf das Ertragsstreben der Einzelnen als auf die treibende Kraft des Wirtschaftslebens Rücksicht nehmen. Schuster und Bäcker arbeiten nicht, damit andere ihren Vorteil aus dem Gebrauch der Stiefel und dem Genuß des Gebäcks ziehen. Nein: aus der Tatsache, daß andere notwendig Stiefel und Brot bedürfen, ziehen Schuster und Bäcker ihren Vorteil. Nur so lange sie einen Vorteil davon haben, versorgen sie ihre Kunden. Das gegeneinander gerichtete Ertragsstreben der einzelnen Wirtschafter ist bei unserer Verfassung der Zweck in der Volkswirtschaft. Mag man politisch diese atomistische Zerstreuung der Kräfte mit ihren mancherlei Reibungsverlusten und sozialen Härten bedauern, man wird zugeben müssen, daß die Kräfte in der Tat so wirken.

Im Gegensatz zu Liefmann bezeichnet Karl Diehl im ersten Bande seines großangelegten Werkes über theoretische Nationalökonomie diese Planlosigkeit als „Ausfluß eines bewußten Willens". Er sagt über die Entstehung des Tauschverkehrs: „Dieser sogenannte Mechanismus ist ein künstliches Gebilde, das auf bestimmten Rechtssatzungen beruht".[14]) Wenn der Staat einer Bewegung, die vor ihm gewirkt hat, deren Leitung bis ins Einzelne er sich nicht gewachsen fühlt, abgesehen von kleineren Regulierungen freien Lauf läßt, so kann man m. E. nicht sagen, der Staat gebe mit diesem negativen Entschluß der Entwicklung eine positive Richtung nach seinem Willen.

Wo heute das sogenannte gemeinwirtschaftliche Prinzip eingreift, soll es lediglich Lücken ausfüllen, die das privatwirtschaftliche Prinzip in der Versorgung der Einzelwirtschaften offen läßt. Daß dabei die Wirtschaft der öffentlichen Körper in vielen Fällen dem privatwirtschaftlichen Prinzip folgt, ist offenbar.

Aus diesem anderen Grunde nehme ich also trotz vollständiger Rücksicht auf die gesellschaftliche Verknüpfung aller Einzelwirtschaften den Ausgang meiner Betrachtung von der Idee einer typischen Einzelwirtschaft, wie sie Robert Liefmann in seiner Theorie gibt.[15])

Wie sehr gerade Liefmanns Werttheorie, die von dem Zweckstreben der einzelnen Wirtschafter und nicht von einer naturalistischen Vorstellung von Ursache und Wirkung ausgeht, einer Theorie des Tauschverkehrs vom sozialwirtschaftlichen Standpunkt aus zu dienen

[14]) Karl Diehl, Theoretische Nationalökonomie, erster Band, S. 428.

[15]) Vergl. dazu Liefmanns Aufsätze: Ertrag und Einkommen, Jena 1907; ferner in Conrads Jahrb. Bd. 95, 98, 101, 102, 104, im Archiv für Sozialpolitik Bd. 34 und 41, in Schmollers Jahrb. 1912 II.

vermag, davon hat mich ein Seminar von Robert Liefmann über Geld, Preis und Einkommen im Sommer 1916 überzeugt.

v. Zwiedineck sagt in seiner anregenden Kritik,[16]) Liefmanns Theorie könne versöhnend wirken zwischen subjektiver und objektiver Wertlheorie, da sie Nutzen und Kosten berücksichtige.[17]) Liefmann verfolgt diese Vereinigung tatsächlich nicht unbewußt, wie Zwiedineck meint. Er verteidigt auch nicht den „absolutesten Subjektivismus",[18]) sondern erkennt durchaus an, daß zu den Ursachen der Preisveränderungen außer subjektiven Bedarfsempfindungen auch noch objektive Bestimmungsgründe (wie Mißernten) und gesellschaftliche Tatsachen gehören, wie die Gesamtheit aller früher entstandenen Preise, mit denen die Einkommen der einzelnen Wirtschafter zusammenhängen. Liefmann treibt keine rein-ökonomische Theorie – wie Zwiedineck und Diehl meinen[19]) –, sondern eine sozialwirtschaftliche Theorie, die weder rein subjektiv, noch rein objektiv ist. Nur die Entstehung der Preise hat er aus subjektiven Bedürfnissen erklärt. Wenn Liefmann sich mit dem Gegensatz von reiner Ökonomik und sozialwissenschaftlicher Betrachtung nicht beschäftigt – wie Zwiedineck ihm vorwirft[20]) — so liegt das daran, daß Liefmann sich ohne jeden Zweifel zur sozial-ökonomischen Ansicht bekennt.

Ehe ich im Plan meiner Arbeit fortfahre, möchte ich meine Stellung zu Liefmanns Theorie auch gegenüber Karl Diehls Kritik an Liefmann rechtfertigen. Es scheint mir im Gegensatz zu Karl Diehl bei der Betrachtung sozialwirtschaftlicher Erscheinungen nicht „jeder Ausgangspunkt von der Individualwirtschaft unmöglich".[21]) Auch möchte ich das sogenannte ökonomische Prinzip zur Ableitung volkswirtschaftlicher Erkenntnisse nicht entbehren,[22]) mag auch der auf sich selbst gestellte Wirtschafter der tauschlosen Wirtschaft ihm ebenso folgen wie der gesellschaftlich mannigfach abhängige Wirtschafter, der in den Tauschverkehr verflochten ist. Die soziale Betrachtung läßt sich damit vereinigen, daß man den Zweck, der den Tauschverkehr bewegt, in dem Ertragsstreben der Einzelnen erblickt, und die gesellschaftlichen Ereignisse durch den Spiegel der individuellen Entschlüsse beobachtet. Man braucht dabei nicht „im Kreise physiologisch-psychischer Betrachtungen stehen zu bleiben" und sich auf die „Spekulation über die Bedarfsempfindungen und Bedarfserwägungen einzelner Individuen" zu beschränken.[23]) Im Gegenteil — so glaube ich — kann man mit dieser Anschauung die Erkenntnis der gesellschaftlichen Zusammenhänge fördern und vertiefen.

---

[16]) v. Zwiedineck, Über Subjektivismus in der Preislehre, Archiv für Sozialpolitik 1914.
[17]) a. a. O. S. 3.
[18]) S. 3.
[19]) S. 27. Diehl, Theoretische Nationalökonomie, 1. Band.
[20]) S. 27.
[21]) Karl Diehl, a. a. O. S. 399.
[22]) a. a. O. S. 400.
[23]) Daselbst S. 426.

Die Entstehung der Preise (wie des allgemeinen Tauschmittels) meine ich aus den Bedürfnissen (Zwecken) der Einzelnen erklären zu müssen, wenn ich nicht mit dem Glauben an einen unsichtbaren Lenker der Geschehnisse, an einen unfaßlichen leitenden Willen, den Weg der Erkenntnis verlassen soll.

Auch für die Veränderungen der Preise sind nach meiner Ansicht die wirtschaftlichen Erwägungen der Einzelnen maßgebend. Damit ist aber keineswegs gemeint, daß die Bewegung der Preise allein auf subjektive Bedarfsempfindungen zurückgeführt werden soll. Ich halte es beiläufig weder für notwendig noch für nützlich, sogenannte Bedürfnisskalen aufzustellen. Die Frage kann m. E. nicht lauten: entweder objektive oder subjektive Preistheorie, entweder reinökonomische oder sozialökonomische Theorie. Hier gibt es kein Entweder-Oder.

Jede Preisbewegung ist durch Veränderungen in den Bedürfnissen (Zwecken) der Einzelnen, wie in den sachlichen Grundlagen der Wirtschaft und in den gesellschaftlichen Tatsachen verursacht worden. Es ist kein Preis denkbar, bei dessen Wandel nicht alle diese drei Ursachen mitgewirkt haben.

Aber diese Ursachenreihen laufen erst zusammen in dem psychischen Vorgange des — positiven oder negativen — Preisentschlusses. Das Ertragsstreben der Einzelnen entscheidet darüber, wie diese Grundlagen der Preisbewegung zusammen wirken. Alle diese Preisbestimmungsgründe sind unmeßbar. Unsere Aufgabe kann es nicht sein, die Preise im voraus zu errechnen, sondern vielmehr, ihren Wandel mit Hilfe einer lebendigen Anschauung zu beobachten und Erfahrungen darüber zu sammeln.

Ehe ich die Frage behandle, wie Bedarfsempfindungen, Zustände und Vorgänge in den sachlichen Grundlagen der Wirtschaft und gesellschaftliche Tatsachen die Preise bewegen, führe ich einiges über die Schätzungen bei den Preisentschlüssen aus. Dabei folge ich der bekannten Theorie von Robert Liefmann.

Jeder Wirtschaftende strebt danach, seine Bedürfnisse zu befriedigen. Den gewünschten Nutzen kann er nur mit Kostenaufwand erlangen. Den Nutzen empfindet er als Lustgefühl, den Kostenaufwand als Unlustgefühl. Bei jeder wirtschaftlichen Handlung — sei es, daß er für eigenen oder für fremden Verbrauch produziert und seine Produkte oder Leistungen gegen Entgelt im Tausche hingibt — bei jeder wirtschaftlichen Handlung schätzt der Wirtschafter den notwendigen Kostenaufwand gegen den erwarteten Nutzen. Nur wenn der Nutzen größer erscheint als die Kosten, entschließt er sich zur Eigenproduktion wie zum Tausch gegen einen bestimmten Preis. Der Überschuß des Nutzens über die Kosten ist der Ertrag, den er anstrebt. Die subjektiven Schätzungen und Handlungen der Wirtschafter richten sich also nicht nach dem Nutzen oder den Kosten, sondern nach beiden, nach der Spannung zwischen Nutzen und Kosten.

Je mehr ein Zweck erfüllt wird, desto geringer wird das Lust-

gefühl, der Nutzen. So kommt es, daß es mehr Nutzen bringen kann, die frühere Einheit eines geringeren Bedürfnisses statt der späteren Einheit eines dringenderen Bedürfnisses zu befriedigen. Während die Bedürfnisse des Menschen unbegrenzt sind, verfügt selbst der reichste Mann nur über beschränkte Mittel, sie zu befriedigen. Darum versucht der Wirtschafter die begrenzt verfügbaren Kosten möglichst günstig auf alle Bedürfnisse zu verteilen. Mit jeder Kosteneinheit, die er aufwendet, erstrebt er den jeweils — im Rahmen aller Ausgaben — größten Ertrag. Dieses Streben hat zur Folge, daß der Grenzertrag bei allen Bedürfnissen möglichst ausgeglichen wird. So ist die Schätzung aller Nutzen und Kosten in der Einzelwirtschaft unzertrennlich verknüpft. Wir werden sehen, daß auch alle Nutzen- und Kostenschätzungen in der Tauschwirtschaft untrennbar verknüpft sind.

Je mehr Kosten aufgewendet werden, desto stärker wird das Unlustgefühl. Der Nutzen sinkt mit seiner Vermehrung von Unendlich bis Null; die Kosten steigen von Null bis Unendlich. Darum gibt es einen Augenblick, in dem bei weiterem Kostenaufwand der Nutzen keinen Überschuß mehr über die Kosten bietet. Der Arbeiter wird auch durch guten Lohn nicht veranlaßt werden können, eine beliebige Anzahl von Überstunden zu machen. Auch sonst zieht mancher den ruhigeren Beruf, das ruhigere Unternehmen mit geringerem Einkommen dem aufreibenden mit großen Geldeinkünften vor.

In dem Streben nach dem größten Ertrag begegnen sich Käufer und Verkäufer im Tauschverkehr. Aber der Wettbewerb der Verkäufer einerseits und der Käufer andererseits verkürzt ihren Ertrag, kann ihn für manchen ganz unmöglich machen. Da alle Wirtschafter die Neigung haben, nur bei einem gewissen Mindestertrag noch Kosten aufzuwenden, versuchen Käufer wie Verkäufer, auf die der Grenzertrag nicht mehr entfällt, ihrem Ertragsstreben mit möglichst geringem Verlust ein neues Ziel zu setzen. So bildet sich durch den Ausgleich der Grenzerträge in den Konsumwirtschaften ein gewisses Minimum des Ertrages, das Liefmann als den tauschwirtschaftlichen Grenzertrag bezeichnet. Alle Nutzen- und Kostenschätzungen und alle Preise und Einkommen in der Tauschwirtschaft sind unlösbar miteinander verknüpft.

Ein Beispiel für den tauschwirtschaftlichen Grenzertrag ist der Zins. Jeder Wirtschafter, der Kapital gegen Durchschnittszins ausleiht, hat sich die Frage vorgelegt, ob er den Grenzkonsumertrag seines Einkommens ausdehnen oder den Zins weiteren Konsumerträgen vorziehen soll. Entscheidet er sich nach Befriedigung aller stärkeren Bedürfnisse für den Zins, so stellt der Zins tatsächlich den Grenzertrag seines Einkommens dar. Das gilt für alle Gläubiger in der Tauschwirtschaft, die gegen landesüblichen Durchschnittszins Kapital ausleihen. — Daß der Zins selbst schon Ertrag ist, kann nicht überraschen. Die Kaufpreise umfassen außer der Rückerstattung der Kosten einen Ertrag. Beim Leihpreis pflegt man die Rückerstattung der Kosten nicht selbst mit zum Preise zu zählen, obwohl sie dazu ge-

hören. Man versteht unter dem Leihpreis gewöhnlich allein den Zins, also den Ertrag allein. —

Selbstverständlich ist der Zins so wenig wie jede andere Geldsumme der objektive Ausdruck für einen bestimmten subjektiven Wert, der damit etwa meßbar würde. Man kann nicht sagen, der tauschwirtschaftliche Grenzertrag in der Form des Zinses biete den verschiedenen Wirtschaftern einen gleichen psychischen Ertrag. Er bedeutet im Gegenteil für seinen Empfänger je nach dessen Einkommen (und Vermögen) und nach seinen Bedürfnissen einen ganz verschiedenen Ertrag.

III. Das Einkommen als Grundlage der Schätzung des Geldes.

In unserer entwickelten Tauschwirtschaft tritt zwischen den Nutzen und das Unlustgefühl des Kostenaufwandes (z. B. bei der Arbeit) das Geld. Die Geldeinkünfte der Erwerbswirtschaft werden in der Konsumwirtschaft als Kosten aufgewendet, um die Befriedigung der Bedürfnisse zu erzielen, die ja der Zweck des Wirtschaftens überhaupt ist.

Für die Schätzung der Geldeinheit ist maßgebend, daß der Wirtschafter in Perioden rechnet, um unter allen Bedürfnissen auch diejenigen bedenken zu können, die nicht täglich zu Ausgaben zwingen, wie Kleidung, Wohnung, Feiertage, Krankheit u. a. m. Das Einkommen wird als gegebene Größe für eine bestimmte Wirtschaftsperiode auch dann angenommen, wenn es in täglichen oder wöchentlichen Zahlungen empfangen wird. Als Kostengüter aus gegebenem Vorrate werden alle einzelnen Teile des Einkommens, also alle Geldeinheiten, gleich geschätzt, und zwar nach dem Grenzertrag, den man sich mit dem gesamten Einkommen beschaffen kann.

Wächst das Einkommen, so sinkt sein Grenzertrag und mit ihm die Schätzung der Geldeinheit. Der Besitzer eines größeren Einkommens kann geringere Bedürfnisse befriedigen. Er schätzt daher das Geld geringer und ist bereit, im freien Wettbewerb andere Käufer zu überbieten. Wird umgekehrt das Einkommen kleiner, so können nur dringendere Bedürfnisse befriedigt werden. Der Arme schätzt die Mark höher als der Reiche. Weil so die Schätzung der Geldeinheit am ganzen Einkommen vorgenommen wird, kann man das Geld eine abstrakte Rechnungseinheit nennen.

Betrachten wir nun, wie Ursachen, die nicht vom Entschluß des Wirtschaftenden abhängen, seine Schätzungen ändern können. Dabei kommt es mir nicht darauf an, die Motive der Preisveränderungen zu erschöpfen. Diese unlösbare Aufgabe soll sich die Theorie nicht stellen. Sie soll zunächst einmal das formale Prinzip geben, nach dem das Wirken der Motive möglichst vollkommen beobachtet werden kann. Ob das erreicht ist, wollen wir an einigen Beispielen prüfen

Die Bedarfsempfindungen und damit die Nutzenschätzungen ändern sich unter dem Einfluß natürlicher und gesellschaftlicher Ereignisse. Krankheit, Zugang (oder Abgang) in der Familie können den Wirtschafter daran hindern (oder dazu in den Stand setzen) geringere Bedürfnisse zu befriedigen. Ein strengerer Winter fordert größere Ausgaben für Kleider und Kohle. Ein Brand, der Häuser, Dörfer oder gar Städte einäschert, ein Sturm, der Schiffe zerschlägt, wecken neue Bedürfnisse. Je behaglicher die Reichen leben, desto drückender empfinden die Armen ihren Mangel. Der Krieg, das gewaltigste gesellschaftliche Ereignis, nötigt jedermann zu Ausgaben für plötzlich neu auftretenden Bedarf. Andere Zwecke bleiben dann unerfüllt.

Auch die Kostenschätzungen können durch natürliche und gesellschaftliche Ereignisse geändert werden. Mit dem Alter und mit abnehmender Gesundheit wächst das Unbehagen bei der Arbeit. Es kann so stark werden, daß man einen größeren Ertrag erzielt, wenn man weniger arbeitet und dafür einige weniger dringliche Wünsche unerfüllt läßt. Mißernte und schlechter Fischzug nötigen die Käufer im Wettbewerb um ein geringeres Angebot, also um die Befriedigung stärkerer Bedürfnisse, höhere Preise zu zahlen. Steigende Produktionskosten ganz allgemein veranlassen die Verkäufer, höhere Preise zu fordern und steigern die Kosten des Lebensunterhaltes. Der Krieg vermindert — bei vermehrten Bedürfnissen — die produktiven Kräfte durch den Waffendienst und durch Zerstörungen. Im Wettbewerb um ein geringeres Angebot zahlen die Käufer höhere Preise. Geringere Bedürfnisse fallen aus.

In hohem Maße gesellschaftlich abhängig sind endlich die Schätzungen der einzelnen Wirtschafter fortlaufend und ohne besondere Ereignisse durch die Preise, aus denen ihre Einkommen sich zusammensetzen. Jeder Wandel in diesen Preisen muß die Schätzungen bewegen.

Diese Ursachen der Preisbewegung projiziert der Wirtschafter bei seinen Schätzungen auf den verfügbaren Kostenvorrat, auf das Einkommen. Unter Einkommen sind dabei auch Teile des Vermögens oder etwa geliehenen Kapitals zu verstehen, die der Wirtschafter für einen Zeitabschnitt zur Deckung seiner Ausgaben bereit gestellt hat.

Wecken die besprochenen Tatsachen neue Bedürfnisse, so wird die Kaufkraft des Einkommens verhältnismäßig kleiner. Die Geldeinheit wird entsprechend dem höheren Grenznutzen des Einkommens höher geschätzt. Der Wirtschafter ist nicht mehr bereit, sein Geld wie früher gegen geringeren Nutzen (genauer: Ertrag) abzugeben.

Ermöglicht dagegen ein warmer Winter Ersparnisse an Kleidern, Kohle und Nahrung, so sinkt mit dem Grenznutzen des Einkommens die Schätzung des Geldes. Die Kaufkraft des Einkommens wird größer.

Auch die veränderten Kosten betrachtet der Schätzende in dem Spiegel des Einkommens und entscheidet danach, welche Bedürfnisse

er befriedigen, zu welchen Kosten er sich entschließen will. Ebenso erfordert eine Veränderung in den Preisen, die zusammen das Einkommen bilden (also des Nominaleinkommens), einen neuen Wirtschaftsplan, der nach dem Gesetz des Ausgleichs der Grenzerträge aufgestellt wird. Ob der Wirtschafter dabei irrt oder nicht, ist gleichgültig. Es handelt sich nicht um einen objektiven, sondern um einen subjektiven Maßstab bei den Entschlüssen.

Diese Ansicht führt dazu, den mechanisch aufgefaßten Mengengedanken abzulehnen.[24]) Wenn bei gleicher Nachfrage das Angebot einer Ware auf dem Markte verdoppelt wird, so kann man nicht sagen, daß der Preis auf die Hälfte herabgehen muß. Man kann aus dem Mengenverhältnis überhaupt nicht auf bestimmte Preise schließen. Alle Preise hängen von Angebot und Nachfrage bei allen Gütern und Leistungen ab; denn die Käufer berücksichtigen alle Bedürfnisse bei ihren Preisentschlüssen. Wenn die kaufkräftige Nachfrage am Markt schnell und stark wächst, so steigen deshalb nicht alle Preise in einem gewissen Verhältnis, so daß sich gleichsam nur das allgemeine Preisniveau hebt. Die Preise steigen durchaus verschieden, manche bleiben fest und andere können sogar sinken. Die Preisbewegung hängt eben ganz von den gesamten Nutzen- und Kostenschätzungen aller Käufer und Verkäufer ab, läßt sich darum weder mechanisch betrachten, noch rechnerisch erklären. Es würde sich hier um eine Gleichung mit unendlich vielen Unbekannten handeln, deren jede sich mit jedem Augenblick verändert.

Selbstverständlich behält der Mengengedanke seinen Nutzen für die Theorie, wenn man die Veränderung der Mengen durch den Spiegel der subjektiven Schätzungen betrachtet. Weil aber bei diesen das Einkommen gleichsam den Rahmen bildet, in dem alle äußeren Ereignisse als das einheitliche entscheidende Bild erscheinen, so kann man mit Liefmann sagen: Die Einkommen zahlen die Preise.

IV. Der Kreislauf des Geldes und die stetige Entwicklung der Preise.

Nun dürfen freilich die Einkommen nicht statisch betrachtet werden. Sonst würde es unfaßlich, daß lange Zeit hindurch jährlich 800 000 Menschen mehr im Deutschen Reiche Einkommen und Lebensunterhalt gefunden haben, ohne daß die Lebenshaltung der Einzelnen darunter gelitten hat. Sie hat sich im Gegenteil langsam gehoben. Zwar liegt ein erheblicher Teil aller Einkommen in der Volkswirtschaft auf Jahre hinaus fest — diese Tatsache erklärt ja zusammen mit dem langsamen Wachstum der Produktivkräfte und dem allmählichen

[24]) Vergl. Liefmanns Kritik an Irving Fisher in Geld und Gold, Kapitel 3, S. 51 ff.

Fortschritt in den Produktions- und Kreditmethoden die stetige Entwicklung der Preise und der Lebensführung in gewöhnlichen Zeiten — aber diesen Zuwachs kann man sich nicht erklären, wenn man die Gesamtheit der Einkommen einmal als gegeben annimmt und dann sagt: Die Einkommen zahlen die Preise; darum können die neuen Einkommen, die ja selbst aus Preisen zusammengesetzt sind, nicht größer sein als die alten Einkommen, welche diese Preise zahlten.

Um diesem Irrtum vorzubeugen, bespreche ich kurz den Kreislauf des Geldes. Das gibt mir zugleich Gelegenheit, die wirtschaftliche Entwicklung der Preise von der künstlichen zu unterscheiden, die ich am Schlusse dieses Teiles als sogenannte Inflation behandeln will.

Das Einkommen ist die gedankliche Zusammenfassung aller Geldbeträge, die ein Wirtschafter im Laufe eines Zeitabschnittes einnimmt. Sehen wir von den festen Einkommen unserer entwickelten Tauschwirtschaft ab, so befinden sich die einzelnen eingegangenen Zahlungsmittel niemals in ihrer Gesamtheit in der Hand des Wirtschafters. Er kann sein ganzes Einkommen in Geldgestalt nicht auf einmal umfassen, er übersieht es nur im Geiste. Die Wirtschaftsperioden, in denen der Mensch denkt, lösen wir nun einmal auf und verfolgen den Rundlauf des Geldes (man könnte wohl auch Zickzacklauf sagen) durch die Hände der Wirtschaftenden.

Je zahlreicher bei wachsender Produktion und steigenden Bedürfnissen die Tauschakte werden, je höher die Preise getrieben werden, desto häufiger wird das Geld umgesetzt. Mit den Geldumsätzen im Zeitabschnitt wachsen die Einkommen. Mit gleicher Menge von Geldstücken können bei größerem Umsatz theoretisch unbegrenzte Einkommen gebildet werden. Indessen der Verkehr bietet dem Umsatz Hindernisse. Die notwendige Überwindung des Raumes fordert, daß das Geldstück längere Zeit in den Händen der einzelnen Tauschenden bleibt. Dazu kommt nur die Hälfte des Tages für die große Mehrzahl der Tauschakte in Betracht. Dem drohenden Mangel an Entwicklungsmöglichkeit haben die Völker — abgesehen von anderen Mitteln der Verkehrspolitik — Jahrhunderte hindurch bis heute damit abgeholfen, daß sie fortwährend für neue Mengen des Geldstoffes, z. B. des Goldes, gesorgt haben.

Dabei konnte die vermehrte Geldmenge die Stetigkeit der Preisentwicklung nicht gefährden, solange die Produktion des Geldstoffes im Verhältnis zu den Kosten keinen höheren Gewinn abwarf, als auch in anderen Gewerben zu erzielen war. Die Goldindustrie diente so — abgesehen vom Schmuckbedürfnis — vornehmlich einem Verkehrsbedürfnis der Menschen. Aber sie vermochte es nicht zu befriedigen.[25]) In dem Streben nach möglichst schnellem Umsatz großer Summen

---

[25]) Dies erkannt und in den berühmten Satz zusammengefaßt zu haben: „La loi de la circulation est la seule qui puisse sauver les empires“ bleibt m. E. ein hervorragendes Verdienst des Schotten John Law.

erfand der Handelsstand den Wechselverkehr und die Giroumschreibung. Diese neuen Zahlungsweisen belebten den Handel und steigerten damit die Einkommen. Sie förderten gleichzeitig die Produktion. Die Arbeitsteilung wurde weiter ausgebildet. Ein Gewerbe verschaffte sich vom anderen Mittel, mit denen es seine Erzeugnisse besser und schneller, also billiger herstellen konnte. Die größere Produktivität steigerte wieder allenthalben den Geldumsatz und damit die Einkommen. Verminderten nicht ungewöhnliche Ereignisse die Menge der Produkte oder sanken nicht plötzlich die Produktionskosten des Geldstoffes, so ging das Anwachsen der Einkommen so allmählich vor sich, daß es in kleineren Zeitabschnitten kaum zu bemerken war und daß die Preise sich stetig entwickelten.

Die dargestellte Entwicklung wird gefördert durch den Kredit. Einzelne Wirtschafter haben so große Einkünfte, daß sie einen Teil ihres Einkommens zum persönlichen Verbrauch nicht wieder ausgeben wollen. Sie sparen, bilden Vermögen und stellen dieses zu einem vereinbarten Preise, den man bei der Leihe den Zins nennt, anderen Wirtschaftern zur Verfügung. Auf diese Weise geht auch das gesparte Vermögen kaufend zu Markte und erhöht an seinem Teile wiederum die Umsätze und Einkommen auf einfache oder dreifache Weise.

Der Konsumkredit vermehrt die Umsätze nur einfach. Der Schuldner gibt das geliehene Vermögen aus, ohne selbst ein Einkommen zu erzielen und dem Gläubiger das Kapital mit Zins zurückgeben zu können. Es ist so gut, als habe der Gläubiger nicht gespart, sondern sein Vermögen selbst konsumtiv verausgabt. Der Konsumtivkredit vermehrt nur die Einkommen der Verkäufer derjenigen Güter und Leistungen, für die das geliehene Kapital aufgewendet wird, und zwar um so mehr, je schneller er verausgabt wird.

Der Produktivkredit dagegen vermehrt die Umsätze und die Einkommen auf dreierlei Art. Die eine gleicht dem Konsumtivkredit. Darüber hinaus verschafft der Produktivkredit dem Schuldner sowie dem Gläubiger ein höheres Einkommen. — Das Wort Produktivkredit benutze ich dabei im Sinne des tatsächlich produktiven Erfolges an Gelderlös, unterscheide also nicht nach der produktiven oder konsumtiven Absicht bei der Anlage oder gar nach einem technischen Begriff von produktivem oder unproduktivem Aufwande. Für die Wirtschaftlichkeit kann ein Kredit, der zur Bestreitung des Lebensunterhaltes aufgenommen wird, so gut (oder so wenig) produktiv sein wie ein anderer Kredit, der einen Produktionsprozeß ermöglichen soll. Nach meiner Ansicht entscheidet der wirtschaftliche Erfolg an Geldeinkommen. —

Es leuchtet ein, daß der Produktivkredit den Geldumsatz und die Versorgung mit den Gütern und Leistungen des täglichen Lebensbedarfes fördert. Auch er kann zu keiner überstürzten Entwicklung der Preise führen, weil das Vermögen der Gläubiger erst mühsam auf wirtschaftlichem Wege erworben wird. Auch die Schuldner werden sich im Durchschnitt nicht ungewöhnlich schnell und leicht bereichern können.

Der Konsumtivkredit hemmt diese stetige Entwicklung der Preise und Einkommen, auf die sich der Zuwachs der Bevölkerung allmählich eingestellt hat. Hier liegt eine Ursache schwerer Krisen. Unternehmer haben falsch spekuliert; sie müssen ihre Zahlungen einstellen. Kredit, der ursprünglich produktiv gedacht ist, stellt sich als konsumtiv heraus. Furcht vor ähnlichen Verlusten veranlaßt auch andere Gläubiger, ihren Kredit zurückzuziehen. Die Zahlungsschwierigkeiten erfassen weitere Kreise. Die Volkswirtschaft entbehrt das förderliche Wirken des Kredits. Der Umsatz wird verlangsamt; der Lebensunterhalt für den Bevölkerungszuwachs vermag nicht im gewohnten Maße bereitgestellt zu werden. Ein Riesenmaß nimmt die Krise an, wenn der Staat Konsumtivkredit in Anspruch nimmt, wenn er viele Milliarden für Kriegszwecke leiht, ohne eine entsprechende Kriegsentschädigung in Geld, sowie nützlichen Produktions- und Verkehrsbedingungen zu erzielen.

Nun zurück zu der stetigen Entwicklung der Wirtschaft im allgemeinen und der Preise und Einkommen im besonderen! Wir haben gesehen, daß ein Wachsen der Einkommen in der Natur des Wirtschaftslebens begründet ist. Die Käufer sind bereit, im Wettbewerb miteinander nötigenfalls höhere Preise zu zahlen. Aber solange die Einkommen nur auf wirtschaftliche Weise durch gewöhnlichen Tauschverkehr und Kreditverkehr entstehen, wachsen sie so allmählich, daß von der Geldseite her kein Anlaß zu ungewöhnlich schneller Steigerung der Preise und damit zu überraschender Verschiebung der Realeinkommen gegeben wird.

V. Unstetige Preisentwicklung, insbesondere die Inflation.

Die stetige Entwicklung kann auf zweierlei Art unterbrochen werden. Die ungewöhnliche Preissteigerung kann dadurch entstehen, daß bei steigender Nachfrage das Angebot an Gütern und Leistungen plötzlich stark vermindert wird, oder dadurch, daß bei stetig entwickeltem Angebot die nachfragende Kaufkraft plötzlich stark vermehrt wird. Fälle der ersteren Art werden durch Mißernten und Kriege mit der unausbleiblichen Verminderung der Produktivkräfte hervorgerufen und lassen sich durch wirtschaftliche Maßnahmen nicht verhindern.

Anders liegt der Fall, wenn künstlich neu entstandene Kaufkraft an den Markt tritt und die stetige wirtschaftliche Entwicklung der Preise stört. Zur künstlichen Vermehrung seines Einkommens — wenigstens in größerem Maßstabe — besitzt nur der Staat die Machtvollkommenheit. Über private Falschmünzer wacht das Recht mit strengen Strafen. Empfindet aber der Staat starken Finanzbedarf, so kennt die Not kein Gebot. Will der Staat keinen wirtschaftlichen Kredit aufnehmen, oder reicht die Kapitalkraft seiner möglichen Gläubiger nicht aus, so kann er seine Einkünfte auf mehrfache Weise künstlich erhöhen. Er kann unterwertige Münze ausbringen.

Da dieses Mittel nur in geringem Maße hilft, so kann er die Zentralbank zwingen, ihm gegen reine Finanzwechsel Banknoten auszuhändigen oder Girokonten zu eröffnen, ohne diesem Kredit eigenes Kapital zu Grunde legen zu können. Endlich kann Staatspapiergeld in großer Menge in den Verkehr gebracht werden.

Wenn die Kaufkraft, die zu Markte geht, aus wirtschaftlichem Verdienst und wirtschaftlichem Kredit auf Grund mühsam ersparter Vermögen vermehrt wird, so geht das so langsam vor sich, daß auch die Preise nur langsam steigen können. Anders geht die Entwicklung vor sich, wenn der Staat seine Kaufkraft aus nichts heraus, ohne wirtschaftlich erworbene Vermögen zu leihen, plötzlich und stark künstlich vermehrt. Dann überbietet er am Markt die anderen Käufer im Wettbewerb um ein gleiches Angebot durch hohe Preise. Die Einkommen seiner Lieferanten wachsen ungewöhnlich schnell, so daß auch sie die Preise treiben. So begeht der Staat durch Falschmünzerei Raub an dem Realeinkommen seiner Untertanen, der schwere soziale Folgen nach sich zieht. Es bedarf langer Jahre, ehe sich die wirtschaftliche Entwicklung auf ein neues Tempo unter gänzlich verschobenen Bedingungen eingestellt hat.

Die politische Rechtfertigung dieser Handlungsweise des Staates haben wir hier nicht zu prüfen. Wir beobachten nur den Vorgang, der unter dem Namen „Inflation" bekannt ist.

Wie kann dieser Gefahr gesteuert werden? Nur dadurch, daß die Geldschöpfung jede künstliche Neuschaffung unverdienter Einkommen vermeidet. Ein absolutes Mittel gegen die Inflation gibt es nicht, und keine Währung kann diese Krise aus sich heraus verhindern.

Nur die offene Goldwährung mit voller Golddeckung für jede bargeldlose Zahlung würde den unwirtschaftlichen Geldgewinn zu verhindern vermögen, solange die Kosten der Goldproduktion nicht bedeutend hinabgehen. Damit würde aber die kulturfördernde Beschleunigung des Umsatzes im Tauschverkehr, welche die bargeldlosen Zahlungsweisen zustande bringen, und auf die jetzt unsere ganze Volkswirtschaft seit Menschenaltern eingestellt ist, verloren gehen. Kein Anhänger der Goldwährung kann die Verhütung der Inflation mit dem Verzicht auf eine blühende Entwicklung der Volkswirtschaft bezahlen wollen.

Die offene Goldwährung (oder die Papierwährung mit Goldreserve für den Auslandsverkehr) mit Dritteldeckung der Noten, ohne Deckung der Umsätze im Giro- und Scheckverkehr, läßt der Inflation die Tore so weit offen, daß erhebliche Krisen trotz dieser Golddeckung entstehen können. Seit dem 23. Juli 1914 ist unser Notenumlauf von 1,8 auf 7,4 Milliarden am 7. Dezember 1916 gestiegen. Bringt man davon etwa 1,1 Milliarde in Abzug, da so viele Mark in Goldmünzen aus dem Verkehr gezogen worden sind, so ergibt sich ein Plus von 4,3 Millarden an umlaufenden Zahlungsmitteln. Die „Stärkung" des Goldschatzes um eine weitere Milliarde würde eine

abermalige Inflation von 3 Milliarden zulassen. Darüber hinaus wäre Giroinflation unbeschränkt möglich.

Bei der Papierwährung ist die Inflation theoretisch unbegrenzt. Der Unterschied von der Währung mit Dritteldeckung der Noten in Gold ist aber nur relativ. Die Gefahren sind bei der Dritteldeckung schon beängstigend genug und werden durch die „strengen Deckungsgrundsätze der Reichsbank"[26]) eben nicht in dem erforderlichen Maße abgewendet.

Abhilfe können nur Erkenntnis der Inflation und danach zielbewußter Wille schaffen. Wenn wir das Wesen der Inflation darin richtig erkannt haben — wie ich glaube — daß zusätzliche Kaufkraft, die nicht durch wirtschaftlichen Erwerb, sondern durch künstlichen Eingriff in die wirtschaftliche Entwicklung entstanden ist, die Preise steigert, so muß die Geldschöpfung mit folgenden Leitsätzen die Inflation verhüten können:

1. Keine Finanzgewinne des Staates durch Ausbringen unterwertiger Münze!
2. Keine Ausgabe neuen Staats-Papiergeldes ohne wirtschaftliches Einkommen oder Kredit des Staates!
3. Kein Kredit ohne wirtschaftlich entstandenes Leihkapital!
4. Keine Notenausgabe ohne Leihkapital der Notenbank, es sei denn gegen diskontierte Wechsel, die auf ein wirtschaftlich verdientes Einkommen lauten, nicht aber gegen Finanzwechsel (z. B. sogenannte Reichswechsel).

Folgt die Geldschöpfung diesen Grundsätzen, so kann sie m. E. nicht Anlaß zu unstetiger Preisentwicklung geben.

Da ich eine Fixierung der Menge des umlaufenden Geldes[27]) für unmöglich, eine Fixierung bestimmter Geldarten wie der Noten allein aber für unwirksam halte, so lehne ich auch eine Papiergeldwährung nicht ab und sehe in ihr solange kein Übel, als die Geldschöpfung die Inflation vermeidet. Diese kann, wie gesagt, auch bei einer Währung mit Dritteldeckung in Gold eintreten.

Das Geld ist abstrakte Rechnungseinheit. Wenn wirklich der Notenumlauf absolut und nicht nur im Verhältnis zur Golddeckung fixiert wird, so können die Geldumsätze im Giro- und Scheckverkehr vor sich gehen und sich dort entsprechend Anzahl und Höhe der Preisentschlüsse — die sich natürlich im voraus nicht übersehen lassen — entwickeln. Sie werden sich stetig entwickeln, solange nicht künstliche Kaufkraft entsteht. Das kann aber auch im Giroverkehr geschehen. Darum schützt die Fixierung der umlaufenden einzelnen greifbaren Zahlungsmittel nicht vor der Inflation und ihren Folgen.

---

[26]) Karl Diehl, Unser Geldwesen nach dem Kriege, Conrads Jahrb. Bd. 107, S. 732.

[27]) Karl Diehl, a. a. O. S. 731.

VI. Überleitung zu den kritischen Teilen der Arbeit.

Nach dieser kurzen Einleitung gehe ich zu den kritischen Teilen meiner Arbeit über. Es sollen nacheinander drei nominalistische Geldtheorien behandelt werden.

Die „Staatliche Theorie des Geldes" von Georg Friedrich Knapp begründet die Funktionsfähigkeit des stoffwertlosen Geldes rein chartalistisch, das heißt allein mit dem Hinweis auf das gesetzliche Zahlungsmittel (das juristisch bedeutsame Stück oder die Charta). Knapp lehnt jede wirtschaftliche Geldtheorie ab.

Friedrich Bendixen versucht die „Staatliche Theorie des Geldes" mit seiner Geldschöpfungslehre zu ergänzen. Seine Grundanschauung vom Parallelismus von Geld und Ware ist quantitativ-mechanisch. Er lehnt es ab, subjektive Geldtheorie zu treiben.

Otto Heyn begleitet in seinen rein geldtheoretischen Schriften die Grundgedanken der Chartaltheorie mit einer subjektiven Preistheorie. In seinen Arbeiten über Wert- und Preistheorie aus den Jahren 1899 und 1901 vertritt er eine subjektive Erklärung des Tauschverkehrs, die wohl geeignet ist, die Grundlagen einer nicht chartalistischen, sondern rein subjektiven nominalen Geldtheorie abzugeben. Wegen dieser eigenartigen Preistheorie und der teils bahnbrechenden, teils besonders fein ausgebildeten chartalistisch-subjektiven Geldtheorie habe ich Heyn ausführlicher besprochen als Knapp und Bendixen.

Die ursprüngliche Absicht, die Geldtheorien von v. Zwiedineck und v. Wieser, die beide das Einkommen als Geldwertbestimmungsgrund ansehen, ebenfalls hier zu kritisieren, habe ich aufgeben müssen. Bei dem Streben nach möglichst erschöpfender Lösung meiner Aufgabe gewannen die kritischen Teile über Knapp, Bendixen und Heyn so an Raum, daß weitere Kritiken die störenden Wiederholungen vermehrt hätten.

II. Teil: Die „Staatliche Theorie des Geldes"

von Georg Friedrich Knapp.

Abschnitt I: Die Grundlagen der Staatlichen Theorie des Geldes.

A. Die wesentlichen Eigenschaften des Geldes.

I. Der Gegensatz zur metallistischen Lehre.

Die Staatliche Theorie des Geldes ist im Gegensatz zur herrschenden metallistischen Lehre entstanden. Nach dieser Ansicht bedarf das Geld des Stoffwertes, um seine wirtschaftlichen Zwecke erfüllen zu können. Nur Geld aus Edelmetall vermag seine Empfänger real zu befriedigen und als wertvolles tertium comparationis als Preismaß zu dienen. Die Werteinheit ist daher als Gewichtseinheit von Edelmetall zu definieren. Dagegen stellt Knapp jenseits von Gut und Böse fest, daß uneinlösbares Papiergeld seine wirtschaftlichen Zwecke bereits mehrfach in der Geschichte erfüllt hat. Er wirft den Metallisten vor, den Kreis der Erscheinungen, die sie erklären wollen, willkürlich zu eng begrenzt zu haben.

Nun gibt es aber „einsichtigere Metallisten", die das uneinlösbare Papiergeld nicht als „anomal" bezeichnen und aus ihrer Theorie ausschließen.[1]) Aus der Erfahrung, so meinen diese, ergebe sich „eine Gabelung der Theorie; statt einer gibt es deren zwei; bei guter Geldverfassung ist die Werteinheit metallistisch definierbar; bei jener entarteten Verfassung ist die Werteinheit nominal".[2])

Auch dieses Verfahren lehnt Knapp ab. Die Theorie soll einheitlich sein. Da ihm die metallistische Theorie nicht genügt, so unterwirft er alle Erscheinungsformen des Geldes von neuem einer theoretischen Betrachtung, ohne sich dabei irgend einer bestehenden Lehre anzuschließen. Der Grundsatz, nach dem er dabei verfährt, hat mit dem „Erfahrungsprinzip" Fechners,[3]) auf den Knapp im Vorwort zur Staatlichen Theorie hinweist, eine gewisse Verwandtschaft.

---

[1]) Knapp, Staatliche Theorie, S. 131.

[2]) Knapp, Schmollers Jahrbuch 1906 II [933].

[3]) G. Th. Fechner, Über die Seelenfrage. Leipzig 1861. Vergl. S. 116 und 176, glaubt an die Allbeseeltheit der Natur. Er unterscheidet „das Wesentliche vom Zufälligen" mit Hilfe des „Erfahrungsprinzips", d. h. er geht „vom möglichst großen Kreise des Erfahrungsmäßigen" aus, um in den Erscheinungen das Wesentliche — also die Seele — zu entdecken.

II. Der Grundsatz der Wesentlichkeit.

Der Grundsatz der Wesentlichkeit[4]) hat etwa folgenden Inhalt: Will eine Theorie ihre Sätze aus wirklich wesentlichen Tatsachen ableiten, so muß sie zunächst alle Erscheinungen aus dem erforschten Gebiete umfassen. Nur so kann sie allgemein gültig werden und alle Tatsachen aus einem Grundgedanken erklären.

„Eine Theorie, die zu eng ist, ist eben keine vollständige Theorie. Eine vollständige Theorie muß weit genug sein können, um alle Erscheinungen unterbringen zu können."[5])

Ist der Kreis der betrachteten Erscheinungen weit genug gezogen, dann soll das Wichtige vom Nebensächlichen geschieden werden.

„Dann muß das Gemeinsame oben hingestellt werden, und die Einrichtungen dort, sowie die Einrichtungen hier, müssen als besondere Fälle des Gemeinsamen aufgefaßt werden."[6])

Wesentliche Erscheinungen sind für die Geldtheorie nur diejenigen Eigenschaften und Tatsachen, die allen Geldformen gemeinsam sind. Sie sind einerseits unentbehrlich, andererseits erfahrungsgemäß ausreichend für die wirtschaftlichen Funktionen des Geldes im allgemeinen und demnach allein wesentlich für eine Theorie des Geldes.

Negativ drückt der folgende Satz Knapps Ansicht über die wesentlichen Eigenschaften des Geldes aus: „Es handelt sich hier nicht um das, was in den meisten Fällen geschieht und in nur wenigen Fällen nicht geschieht; sondern es handelt sich um das Wesen der Sache, es handelt sich um die wirklich allgemeine Formulierung, die nicht Ausnahmen, sondern nur besondere Fälle zuläßt."[7])

Der Frage, wie der Geldverkehr auf Grund der wesentlichen Eigenschaften des Geldes zu erklären ist, geht also hier die umfassendere Frage voraus, welche Eigenschaften und Tatsachen bei allen Geldformen übereinstimmend unentbehrlich und ausreichend, kurz wesentlich sind.

III. Die wesentlichen Eigenschaften des Geldes.

Knapp geht aus vom uneinlösbaren Papiergeld, dessen Betrachtung ihn mitten in die Frage nach den wesentlichen Eigenschaften des Geldes einführt. „Denn es stellt sich bei näherem Zusehen heraus, daß hier, in dieser höchst bedenklichen Entartung des Geldes, gerade der Schlüssel zur Verfassung des Geldes liegt."[8])

---

[4]) Von ähnlichen Ausdrücken gebraucht Knapp an mehr als 50 Stellen in der Staatlichen Theorie: „im Sinne der Wesentlichkeit", „im Sinne der Theorie", „theoretisch notwendig" oder „theoretisch nicht notwendig", „dem Grundsatze nach", „begrifflich", „im Interesse der Allgemeinheit der Theorie" usw.

[5]) Zeitschrift für Volkswirtschaft usw. Wien 1908, S. 441.

[6]) Schmollers Jahrbuch 1909 I, S. [429].

[7]) Knapp, Staatliche Theorie, S. 20.

[8]) Staatliche Theorie, S. 2.

Es „enthält eben nichts als das nackte, normale Gestell, an welches sich noch allerlei nützliche, wichtige Verkleidungen anlehnen mögen".[9])

a) Gesetzliches Zahlungsmittel und zirkulatorische Befriedigung.

Das uneinlösbare Papiergeld hat keinen Stoffwert. Da demnach nicht alle Geldarten real befriedigen, kann der Metallgehalt zwecks realer Befriedigung keine erforderliche, keine wesentliche Eigenschaft des Geldes im allgemeinen sein. Das uneinlösbare Papiergeld vermag vielmehr jede Forderung im Zahlungsverkehr zu lösen, weil es als gesetzliches Zahlungsmittel kenntlich ist. Diese zirkulatorische Befriedigung des gesetzlichen Zahlungsmittels genügt beim Papiergeld, sie muß also auch bei allen Geldarten mit Metallgehalt ausreichen. Demnach kann nicht der Metallgehalt mit der realen, sondern allein die rechtliche Kennzeichnung mit der zirkulatorischen Befriedigung von einer allgemein gültigen Theorie als wesentliche Eigenschaft des Geldes angesehen werden.

b) Die nominale Werteinheit des Geldes.

Die Metallisten sagen, nur Geld mit Substanzwert, mit Gewichtseinheiten edler Metalle könne als Wertmaß dienen. Knapp verweist dagegen auf die Tatsache, daß auch uneinlösbares Papiergeld als Wertmaß gedient habe, obwohl seiner Werteinheit ein Metallgewicht nicht zugrunde liege, sondern lediglich auf einem allgemein kenntlichen, rechtlich bedeutsamen Papierstück eine oder mehrere Werteinheiten genannt seien. Es genüge erfahrungsgemäß der Nennwert, die Nominalwerteinheit, zur Wertmaßfunktion des Papiergeldes und folglich auch aller anderen Geldarten. Nach dem Grundsatz der Wesentlichkeit darf also eine allgemein gültige Theorie nur die nominale Werteinheit als wesentliche Eigenschaft des Geldes anerkennen. Die nominale Werteinheit genügt zur wirtschaftlichen Befriedigung des Empfängers und zur Wertmaßfunktion bei allen Geldarten.

IV. Die Stellung des Staates zu den wesentlichen Eigenschaften des Geldes.

Die Erkenntnis der nominalen Werteinheit als der wesentlichen Eigenschaft des Geldes führt Knapp zur Ablehnung der metallistischen Geldtheorie, die eine stoffliche Werteinheit des Geldes für notwendig hält. Sie weist ihn gleichzeitig auf den Brennpunkt seiner Theorie. Die Erfahrung, daß die nominale Werteinheit ausreicht, die Knapp nach eigenem Geständnis nur widerstrebend anerkannt hat,[10]) erklärt er

[9]) Staatliche Theorie, S. 44.
[10]) Staatliche Theorie, S. 13/14.

sich aus dem Verhalten des Staates als Gesetzgeber und Gerichtsherr, kurz in seiner Eigenschaft als Beherrscher des Geldwesens innerhalb seiner Grenzen. Das Geld ist nicht mehr allgemein anerkanntes Tauschgut mit technisch nützlichen Eigenschaften, sondern nur noch Zahlungsmittel, staatliches Zahlungsmittel.[11])

a) Die historische Definition der Werteinheit.

Aber das uneinlösbare Papiergeld, von dem Knapp ausgeht, ist erst das letzte Glied in der Kette der historisch entwickelten Formen gesetzlicher Zahlungsmittel. Der Staat hat das Geld durch äußere Zeichen kenntlich machen können, aber er hat ihm nicht ohne jeden Anhalt an einen Stoffwert die nominale Werteinheit geben können. Im Anschluß an Gewichtseinheiten von Edelmetallen hat er die nominale Werteinheit historisch definiert.[12])

b) Der rechtsgeschichtliche Grundgedanke.

Alle Gedanken der Knappschen Theorie, alle ihre Anschauungen strahlen demnach aus einem rechtsgeschichtlichen Brennpunkt wieder. Knapp selbst stellt seine Aufgabe als Theoretiker so:

„Von welchem Grundgedanken aus erscheint die Rechtsordnung des Geldwesens innerlich folgerichtig? Diesen Grundgedanken zu finden, ist die Sache des analytischen Verstandes. Wir finden ihn in dem oft erwähnten Satze: Die Werteinheit ist nominal; sie ist ein historischer Begriff, und sie hat keinen technischen Inhalt. Wem dieses Ergebnis nicht gefällt, der muß entweder nachweisen, daß wir uns in der Entwicklung des Grundgedankens irren; oder er muß sagen: Eine solche Rechtsordnung soll nicht bestehen."[13])

c) Geschichtlicher Rückblick.

In kurzen Zügen gibt Knapp einen Überblick über die rechtsgeschichtliche Entwicklung der Zahlungsmittel.[14]) Er schildert, wie der Staat die nominale Werteinheit geschaffen hat, und wie damit aus dem Zahlungsmittel das Geld entstanden ist.

„Denn es gibt" — so sagt Knapp — „Zahlungsmittel, welche noch nicht Geld sind; später solche, die Geld sind;"[15]) noch später solche, die nicht mehr Geld sind. Zu den Zahlungsmitteln, die nicht mehr Geld sind, weil sie von der rechtlich bedeutsamen Stückverfassung der gesetzlichen Zahlungsmittel befreit sind, gehört das Giralgeld. Das ist wichtig für die Frage, ob Knapp die wesentlichen Eigenschaften des Geldes richtig erkannt hat. Später wird die Kritik diese Frage aufnehmen und verneinen.

---

[11]) Staatliche Theorie, S. 3/4.
[12]) Siehe die oben S. angeführten Sätze aus Staatlicher Theorie, S. 13/14.
[13]) Schmollers Jahrbuch 1906 II, S. [941].
[14]) Staatliche Theorie §§ 1–3.
[15]) Staatliche Theorie, S. 20.

Die älteste Form des Zahlungsmittels, der Autometallismus, ist noch nicht Geld. Der Staat hat das allgemein anerkannte Tauschgut (ein bestimmtes Metall) durch Rechtssatz zum Zahlungsmittel gemacht. Aber das autometallistische Zahlungsmittel ist — wohl bemerkt — noch nicht Geld; denn es ist im Gegensatz zum Gelde außerhalb der Rechtsordnung noch brauchbar im Sinne der Technik, ist also wirtschaftliches Gut. Das autometallistische Zahlungsmittel hat demnach noch nicht die nominale Werteinheit, die zum Wesen des Geldes gehört.

Gewichtseinheit und Werteinheit fallen bei ihm zusammen. Der Autometallismus ist die einzige Verfassung des Zahlungsmittels, bei der die Werteinheit technisch definiert werden kann.

α) Die Nominalschulden beim Währungswechsel.

Aber selbst hier zeigt sich die Nominalität der Werteinheit im Keime, und zwar vorübergehend, wenn der Staat an Stelle des früheren Stoffes einen anderen als Zahlungsmittel einführt, an der rechtlichen Behandlung der Schulden. Der Staat bestimmt dann das Wertverhältnis des früheren Zahlstoffes zum neuen, also das Verhältnis der alten Gewichts- oder Werteinheit zur neuen Werteinheit (Rekurrenter Anschluß)[16]. Er faßt als Gerichtsherr alle alten Schulden, die auf das frühere Zahlungsmittel — hier gleichbedeutend mit Zahlstoff — lauten, als Nominalschulden auf, wenn sie nicht durch besondere Klausel als Realschulden kenntlich sind, d. h. er verfügt, daß die Schulden in Gewichtseinheiten des neuen Zahlungsmittels einlösbar — allgemeiner, daß sie im jeweiligen Zahlungsmittel nach rekurrentem Anschluß tilgbar sein sollen.

In dieser nominalen Auffassung der Schulden liegt die Möglichkeit, die neue Werteinheit beim Währungswechsel im historischen Anschluß an die frühere Werteinheit zu definieren. Damit ist eine wichtige Voraussetzung für die Entstehung des Geldes schon beim Autometallismus im Keime vorhanden.

β) Die Bedeutung der Münze.

Einen Fortschritt gegen den Autometallismus bringt die Erfindung der Münze; denn nun kann durch Form und Zeichen der Prägung abgegrenzt werden, was Zahlungsmittel sein soll. Nicht mehr ein Stoff an sich ist Zahlungsmittel. Die Rechtsordnung beschreibt besonders kenntliche Stücke, die allein als Zahlungsmittel zugelassen werden, und über deren juristische Bedeutung der Rechtssatz Auskunft gibt (Morphisches Zahlungsmittel).[17] Auch diese rechtlich bedeutsamen Stücke können noch mit der Wage verwendet werden. Knapp nennt sie dann pensatorisch-morphische Zahlungsmittel.[18] Das Streben geht nun dahin, mit der Münze das lästige Wägen zu über-

[16] Staatliche Theorie, S. 12.
[17] Staatliche Theorie, S. 23.
[18] Staatliche Theorie, S. 24.

winden. In der Tat scheint es bei der Stückverfassung erreichbar zu sein; man prüft Gewicht und Feingehalt der Münze bei der Prägung, bevor sie dem Verkehr übergeben wird. Anfänglich stimmen Gewichtseinheiten und Werteinheiten überein. Jedoch die Münzen nutzen sich ab.

Aus der Verlegenheit kann sich der Staat auf verschiedene Weise helfen. Entweder müssen die Münzen neu zum vollen ursprünglichen Gehalt ausgebracht werden, wobei entweder der Fiskus oder die jeweiligen Besitzer des abgenutzten Geldes die Kosten zu tragen haben, oder der Staat proklamiert, daß die rechtlich bedeutsamen Münzen ohne Rücksicht auf ihren verminderten Metallgehalt so viele Werteinheiten gelten sollen, als das Gesetz gebietet (Proklamatorische Geltung).[19])

„Die Geltung durch Proklamation bildet also keinen Gegensatz gegen den so oder so beschaffenen „Gehalt" der Stücke, sondern sie bildet den Gegensatz zur pensatorischen Auffindung der Geltung."[20])

Aber wir wissen nun, wie Knapp folgende Frage beantwortet wissen will: „Ist es eine Rechtsregel, daß unsere Goldmünzen, die bekanntlich Kronen und Doppelkronen heißen, 10 Mark bzw. 20 Mark gelten?" — „oder tun sie es auf Grund ihres Goldgehaltes?"[21]) — Sie gelten soviel, weil ihnen das Gesetz diese Geltung in Werteinheiten beilegt.

γ) Das chartale Zahlungsmittel.

Diesen Weg hat also die geschichtliche Entwicklung genommen. Er bedeutet einen großen Fortschritt, in der Bildung der Zahlungsmittel; denn bei dieser Art der Zahlungsmittel ist die Geltung nicht mehr an den Stoff gebunden. Der Staat kann juristisch bedeutsame Stücke aus Papier oder anderen an sich wenig wertvollen Stoffen herstellen, sie in der Rechtsordnung beschreiben und ihnen proklamatorische Geltung und Werteinheiten beilegen (Morphisch-proklamatorische Zahlungsmittel).[22])

Die Werteinheit, in der die Geltung der Stücke ausgedrückt werden soll, kann der Staat, wie wir oben gesehen haben, im Anschluß an das letzte pensatorische Zahlungsmittel historisch definieren.

Knapp sagt: Diese morphisch-proklamatorischen Zahlungsmittel haben Markenverfassung. Marken im Rechtssinne seien bewegliche, geformte Sachen, die Zeichen tragen und in der Rechtsordnung eine vom Stoffe unabhängige Verwendung finden. Statt des Wortes Marke benutzt Knapp den Ausdruck Charta, „weil wir daraus ein allgemein verständliches, wenn auch neues Adjektivum bilden können: chartal".[23]) Statt morphisch-proklamatorisches Zahlungsmittel sagen wir also chartales Zahlungsmittel.

---

[19]) Staatliche Theorie, S. 25.
[20]) Staatliche Theorie, S. 25.
[21]) Schmollers Jahrbuch 1906 II, S. . . .
[22]) Staatliche Theorie, S. 26.
[23]) Staatliche Theorie, S. 27.

Damit stehen wir am Ende des geschichtlichen Rückblickes; denn die Eigenschaften der morphisch-proklamatorischen oder chartalen Zahlungsmittel decken sich mit den wesentlichen Eigenschaften des Geldes, die wir oben auf induktivem Wege erkannt haben.

d) Der Geldbegriff.

„Geld ist chartales Zahlungsmittel. Jedes chartale Zahlungsmittel ist bei uns Geld. Geld ist ein Geschöpf der Rechtsordnung, ganz gleich, aus welchem Stoffe es hergestellt ist. Es kann Metallgehalt haben, aber das gehört nicht zu seinem Wesen." „Nicht Gold und nicht Silber sind das Wesen des Geldes, sondern diese beiden Metalle sind nur die Stoffe, die zuerst vom Staate in Geld verwandelt wurden. Daher ist auch der Staat imstande, das Wunder des Papiergeldes zu wirken, das gänzlich unbegreiflich bleibt, solange es der staatsblinde Metallist betastet."[24])

„Die Chartalverfassung ist der weite Rahmen, innerhalb dessen Zahlungsmittel aus kostbarem Stoff ebenso möglich sind, wie solche aus ganz bedeutungslosem Stoff."[25])

Die Chartalität beruht auf einem Verhalten der Rechtsordnung. „Das Stück trägt nur Zeichen; was sie aber bedeuten, steht in den Gesetzen oder in anderen Rechtsquellen."[26]) Demnach kann die Rechtsordnung ein Zahlungsmittel eigener Prägung abschaffen und den Zahlungsmitteln fremden Ursprunges im eigenen Staate Geltung verleihen. Dabei folgt der Staat nicht einem höheren Gesetze des wirtschaftlichen Verkehrs, sondern seinem freien Willen."

e) Der Grundsatz der Chartaltheorie.

Der Grundgedanke der Chartaltheorie findet in folgenden Sätzen seinen kürzesten Ausdruck:

„Die in der Beschreibung ausgesprochene Wahl der Zahlungsmittel ist ein freier Akt der Staatsgewalt; die Benennung der Zahlungsmittel nach neuen Werteinheiten ist ein freier Akt der Staatsgewalt; die Definition der neuen Werteinheit durch die alte ist ebenfalls ein freier Akt der Staatsgewalt."[27])

Mit diesem Satze glaubt Knapp die Vorgänge im Geldwesen ausreichend erklärt zu haben. Eine wirtschaftliche Theorie lehnt er grundsätzlich ab. Er hat den Metallgehalt des Geldes auf induktivem Wege für unwesentlich erkannt. Da er aber selbst nur den technischen Gutsbegriff[28]) kennt, da ihm Wert nur als Stoffwert denkbar ist, so kann er das Ergebnis seines induktiven Verfahrens durch eine wirtschaftliche Theorie nicht erklären. Er beschränkt sich auf seinen rechtsgeschichtlichen Standpunkt und vermeidet es, den

---

[24]) Schmollers Jahrbuch 1907 IV, S. 69.
[25]) Staatliche Theorie, S. 33.
[26]) Staatliche Theorie, S. 28.
[27]) Staatliche Theorie, S. 20.
[28]) Staatliche Theorie, S. 3/4.

Hauptsatz der Chartaltheorie so auszusprechen, wie alle seine Kritiker ihn wegen des vollständigen Mangels einer wirtschaftlichen Begründung bei Knapp mit Recht auffassen. Knapp sagt nicht: der Staat gibt dem Gelde Zahlkraft, Kaufkraft oder Wert. Er vermeidet diese Worte und sagt: „Der Staat verleiht dem Gelde Geltung in Werteinheiten." Mit solchen dialektischen Mitteln vermag er aber wissenschaftlichen Kritikern gegenüber seine wahre Anschauung nicht zu bemänteln. Bei seinen Anhängern wird Knapps Ansicht deutlicher ausgedrückt. So spricht Frauz offen aus, daß der Staat dem Gelde „einen bestimmten Wert verleiht".[29])

B. Knapps Stellung zur wirtschaftlichen Theorie des Geldes.

I. Die Ablehnung jeder wirtschaftlichen Werttheorie.

Ehe wir den Grundsatz der Chartaltheorie ausführlich ablehnen, wollen wir Knapps Äußerungen zur wirtschaftlichen Theorie des Geldes genau betrachten. Dabei wird es sich zeigen, ob Knapp die Grundfragen der wirtschaftlichen Geldtheorie wohl erkannt, doch planmäßig nicht berührt hat, oder ob wir ihm zu Recht vorwerfen, er glaube die tauschwirtschaftliche Funktion des Geldes allein durch den Satz erklärt zu haben: Das Geld ist ein Geschöpf der Rechtsordnung. Dabei werden alle Stellen in Knapps Schriften, an denen er sich zur wirtschaftlichen Werttheorie ausspricht, zum wesentlichen Teile wörtlich angeführt oder nachgewiesen.

a) Knapps Wertbegriff.

Bei der Ablehnung der Werttheorie und der Ersetzung des Geldwertes durch die Geltung bedient sich Knapp eines Wertbegriffes, den wir im Hinblick auf unsere spätere Kritik näher betrachten müssen. „Die Metallisten können vorzügliche Gründe angeben, die etwa so lauten: Vom Werte eines Gutes kann man nur reden, wenn man es mit einem anderen Gute vergleicht, . . Wer ein Gut erwerben will, der sagt, wieviel von einem anderen Gute er dafür aufzuwenden bereit ist. Wer ein Gut veräußern will, der sagt, wieviel von einem anderen Gute er dafür anzunehmen bereit sei. Jedesmal also muß ein Vergleichsgut genannt sein, damit die Vorstellung vom Werte deutlich, eindeutig werde. Man sieht hier zugleich, daß der Wert auf einem Entschluß beruht; er kann nicht beobachtet werden. Ein Dritter kann allerdings beobachten, was eine Sache wert sei — — aber nur, indem er den Entschluß derer, die erwerben, und derer,

[29]) Frauz, Die Verfassung der staatlichen Zahlungsmittel Italiens seit 1861. Straßburg 1908, S. 2.

die veräußern, beobachtet. Wenn das Vergleichsgut nicht ausdrücklich genannt ist, dann bedeutet Wert einer Sache stets den lytrischen Wert, das ist, den Wert, der sich durch Vergleich mit dem allgemein gewordenen Tauschmittel ergibt, woraus wieder folgt, daß man in diesem Sinne nicht vom Werte des Tauschmittels selber reden kann. Lytrischen Wert haben nur die Güter, welche nicht selber Tauschmittel sind. Unter Tauschmittel aber stellt sich der Metallist stets ein Tauschgut, insbesondere ein Metall vor."[30])

„Wert sein" ist eine Eigenschaft der Ware; „gelten" ist eine in der Rechtsordnung begründete Eigenschaft der Chartalstücke."[30])

Diesen Wertbegriff wird jeder Anfänger als Preisbegriff erkennen. Es ist richtig, daß das Geld im Inlande keinen Preis haben kann. Eine Mark kostet eine Mark. Aber damit ist doch nicht ausgeschlossen, daß das Geld einen wirtschaftlichen Wert habe, daß es von den wirtschaftenden Menschen bewertet wird. Knapp aber kennt den subjektiven Wert nicht, er kennt nur den Sustanzwert. Da dieser nicht zum Wesen des Geldes gehört, hat das Geld überhaupt keinen Wert. Diese Ansicht glaubt Knapp durch eine Verwechselung von Wert und Preis bestärken zu können.

b) Geltung und Wert.

Er hält die Behauptung, daß das Geld im Inlande keinen Wert, sondern nur Geltung habe, für eine notwendige Erkenntnis, ohne welche dem Theoretiker ein wichtiger Unterschied zwischen dem inländischen und dem ausländischen Geldwesen entgehe.

„Hier tritt ein höchst wichtiger Gegensatz hervor. Wenn wir uns innerhalb eines Staates befinden, so ist die Geltung der Geldarten keine merkantile Erscheinung, wie ja das Wort Geltung bereits andeutet, sondern sie beruht auf Autorität. Einen Kurs, das heißt einen Preis, haben nur solche akzessorischen Geldarten, die zu Waren geworden sind, wobei aber ihre Geltung ganz unberührt bleibt.

Im Internationalen Verkehr aber hört die Geltung der Stücke auf; sie reicht nur bis an die Grenze des Staates, aber nicht darüber hinaus. Fremde Geldstücke gelten bei uns nicht. Fremde Geldstücke aber haben bei uns Wert, unsere Geldstücke haben in der Fremde Wert. Wie viel Wert sie (in der betreffenden valutarischen Geldart) haben, gerade dies ist es, was die Börse alltäglich auf Grund merkantiler Machtkämpfe, nicht aber autoritativ, entscheidet."[31])

Nach Knapp schließen demnach Geltung und Wert des Geldes einander aus. Im Innern Verkehr wird dem Gelde vom Staate autoritativ Geltung beigelegt; einen Wert hat das Geld im Inlande nicht, sondern nur im Auslande, wo es als Ware auftritt. Darum ist es seiner Ansicht nach falsch, im Inlande von Wert oder Kaufkraft des Geldes zu sprechen, und neben der rechtsgeschichtlichen „staatlichen

[30]) Staatliche Theorie, S. 7. Ähnlich Staatliche Theorie S. 25, S. 153.
[31]) Staatliche Theorie, S. 20. Ähnlich Schmollers Jahrbuch 1906 II, S. [1696].

Theorie" oder gar an ihrer Statt die „Ordnung des Geldwesens im Inlande" durch eine wirtschaftliche Werttheorie erklären zu wollen. Nur im Auslande, wo die autorative Geltung außer Kraft steht, hat das Geld einen Wert, den Knapp mit einer „Geschäftstheorie"[32]) erklärt. Die „Ordnung des Geldwesens im Inlande" jedoch behandelt er rein verwaltungsrechtlich.

Gegenüber der falschen Vorstellung vom Golde als Weltgeld betont Knapp mit Recht, daß alles Geld nur im Inlande gilt. Diese Erkenntnis ist aber auch ohne den irrtümlichen Wertbegriff und die Ablehnung jeder wirtschaftlichen Werttheorie möglich. Glaubt Knapp, der doch von der Anschauung aus induktiv zu den wichtigsten Ergebnissen seiner Theorie gekommen ist, wirklich, mit solchen logischen Begriffskünsten die Anschauungen ausschalten zu können, die jeder auch noch so falschen Werttheorie zu Grunde liegen? Solches Verfahren kann nicht kräftig genug als unwissenschaftlich abgelehnt werden. Beim Verfasser hat es den Willen bestärkt, sich in der Wirtschaftstheorie allein an die Anschauung zu halten und die Logik in die dienende Stellung zu verweisen.

c) Der Wert und die Kaufkraft des Geldes.

Nach Knapps Ansicht sind die Klassiker und im Anschluß an diese die Metallisten deshalb zu einer ungenügenden Kenntnis der wesentlichen Eigenschaften des Geldes und der staatlichen Maßnahmen im Geldwesen gelangt, weil ihre werttheoretische Meinung sie hinderte, die Erscheinungen klar zu durchschauen. Auch daraus zieht er den Schluß, jede wirtschaftliche Theorie des Geldwertes sei schädlich und müsse verlassen werden.

Der Verfasser stimmt Knapps Urteil über die Metallisten zu, folgert aber daraus nicht die Ablehnung jeder Theorie des wirtschaftlichen Geldwertes, sondern die Notwendigkeit einer besseren Theorie. Die verschiedenen Werttheorien sind nicht entstanden, damit die Jünger der Wissenschaft ihren Geist daran üben. Die Geschehnisse des Wirtschaftslebens sind Äußerungen des Willens der einzelnen Menschen. Der Wille bildet sich auf Grund von Wertschätzungen. Wer das Wirtschaftsleben erklären will, muß daher Werttheorie treiben. Wer wie Knapp jede Werttheorie „verlassen"[33]) will, vermag die Erscheinungen des Wirtschaftslebens nicht zu erklären, weil er sie verkennt.

Knapp wendet sich gegen den Gebrauch des Begriffes „Tauschwert" oder „Kaufkraft des Geldes" in der Theorie. Der Tauschwert sei ein schwankender, unfaßbarer Begriff, der nur die Erkenntnis der unveränderten juristischen Geltung des Geldes im Inlande verschleiere.

„Die Kaufkraft des Geldes im Innern des Staates ist nichts anderes als die reziproke Betrachtung der Preise; sie ändert sich

---

[32]) Staatliche Theorie, S. 229–231.
[33]) Schmollers Jahrbuch 1907 IV, S. [1528].

also nur, insofern die Preise sich ändern, was von Machtverhältnissen abhängt; eine allgemeine Verminderung der Kaufkraft des Geldes oder eine allgemeine Steigerung der Kaufkraft gibt es ebenso wenig, als es eine allgemeine Steigerung oder Verminderung der Preise gibt. Das Geld als solches kauft ja nicht, so wenig als der Dolch als solcher etwa mordet. Die Forderung, daß das Geld stets seine Kaufkraft bewahre, ist ein logisches Unding; denn es bedeutet, daß in allen Kaufgeschäften die Machtverhältnisse der Parteien unverändert bleiben sollen."[34])

„Im Innern des Staates ändern sich wegen der Machtverhältnisse von Nachfrage und Angebot fortwährend alle Preise; aber sie tun es nicht wegen angeblicher Änderungen des Geldwertes; denn im Innern kann man nur sagen: das valutarische Geld stellt den Wert vor (!), es ist die greifbare Sache, deren Überlieferung juristisch die Überlieferung von Wertgrößen bedeutet; aber es existiert kein Gut, nach dessen Preis der Staat etwa beurteilt, ob das Geld noch so wirksam sei wie vorher; das Geld bleibt juristisch immer gleich wirksam, es „gilt" proklamatorisch. Wie viel von diesem oder jenem Gut — sei es auch ein Metall — man dafür kaufen kann, ist dem Staate gleichgültig."[35])

„Also man rede von veränderten Preisen des Metalls im Innern des Landes; man rede ferner von verändertem Verhalten des einheimischen valutarischen Geldes gegenüber dem ausländischen; aber man bringe nicht alles Klare wieder ins Unklare, indem man sogar unbestimmt vom „Werte des Geldes" oder von der „Kaufkraft des Geldes" redet, wobei dem Leser die Vorstellung beigebracht wird, als wenn das Geld in Bezug auf beiderlei Verwendungen gleichmäßig von wechselnder Wirksamkeit sein könne, also sozusagen ein Wesen von veränderlichem Befinden sei."[36])

Während also nach Knapp das Geld Wertgrößen überliefert und selbst „den Wert vorstellt", fordert er doch im Interesse seiner Theorie, man solle nicht vom Werte des Geldes sprechen, da er doch, der Tauschwert nämlich, nichts anderes sei als die reziproke Betrachtung der Preise, also ein nebelhafter Begriff. Man solle vielmehr im inländischen Verkehr nur von Geltung, und allein im internationalen Verkehr vom Werte des Geldes sprechen.

Der Verfasser stimmt Knapp darin zu, daß Tauschwert und Kaufkraft objektiv aufgefaßt — wie heute noch bei den meisten Theoretikern — für die Geldtheorie unbrauchbar sind, und daß es vollends ein Irrtum ist, vom Gelde einen stabilen (oder auch nur verhältnismäßig stabilen) Tauschwert oder ein „konstantes Preisniveau" zu fordern und beides vom Golde zu erwarten. Diese Anschauungen sind m. E. deshalb abzulehnen, weil sie die Vorgänge des Tauschverkehres

---

[34]) Schmollers Jahrbuch 1906 II, S. [1696].
[35]) Schmollers Jahrbuch 1906 II, S. [1695].
[36]) Schmollers Jahrbuch 1906 II, S. [1696]. Ähnlich Staatliche Theorie, S. 205.

nicht erklären können. Nur durch Rückgriff auf die subjektiven Wertschätzungen des Geldes im Zusammenhang mit allem wirtschaftlichen Disponieren kann die Bedeutung des Geldes und können seine Beziehungen zu allen Preisen und Einkommen erkannt werden. Knapp weiß nicht, was die Kaufkraft des Geldes für die Theorie des Wirtschaftslebens bedeuten kann, wenn sie psychisch aufgefaßt wird. Er empfindet die Schwächen einer wirtschaftlichen Geldtheorie und hält sich damit für berechtigt, die offenbaren Grundfragen der Geldtheorie zu leugnen, anstatt selbst ihre Lösung zu versuchen.

d) Staat und Verkehr (Fachleute und Publikum).

Knapp scheint zu befürchten, daß werttheoretische Gedanken seine Erkenntnis der wesentlichen Eigenschaften des Geldes und ihres verwaltungsrechtlichen Ursprungs hemmen würden. Darum verhält er sich grundsätzlich ablehnend gegen die Werttheorie. In aller Schärfe vertritt er die Ansicht, daß der Staat bei der Ordnung des Geldwesens im Inlande irgendwelchen Gesetzen des Verkehrs nicht unterworfen sei und auf die Meinung des Publikums keinerlei Rücksicht zu nehmen brauche. „Man hört sogar sagen: Das Volk schafft sich seine Zahlungsmittel. Tut das wirklich das Volk ohne Mitwirkung des Staates? Oder folgt der Staat etwa nur in untergeordneter Stellung dem Volk gleichsam als bloßer Redakteur der im Volk durchgedrungenen Ideen? Fast sollte man meinen, daß dies die Meinung der Metallisten sei. Meine Auffassung ist es nicht. In der Theorie des Geldwesens muß man ganz auf den neuen Boden treten, welcher das Studium des wirklich gegebenen Verwaltungsrechtes der wichtigsten Staaten ist. Sehr unbequem in der Tat! Wie viel bequemer ist doch das zeitlose und ortlose Wesen der Populärphilosophie, das unsere Zuhörer so gern haben! Aber wer nimmt es noch ernst? Nur diejenigen, die nichts anderes kennen oder können."[37])

Keiner wird verneinen, daß Knapp die „Einrichtungen des Geldwesens" in mühevoller, hervorragend klarer Arbeit dargestellt hat. (Darüber später noch mehr.) Mancher aber wird daran zweifeln, ob Knapp zu dem Vorwurf der Bequemlichkeit gegenüber seinen Gegnern in der Wissenschaft berechtigt ist, da er doch selbst die schwierigen Fragen der Geldtheorie mit folgenden Worten umgeht: „Was das Publikum meint, ist aber vollkommen gleichgültig; es ist Unsinn, auf die Meinung der Öffentlichkeit in der Geldverfassung auch das Geringste zu geben. Es kommt nur darauf an, was die Kenner sagen."[38])

Gründlicher können die treibenden Kräfte des Tauschverkehrs nicht verkannt werden. Ähnliches kann man aber auch von Metallisten

---

[37]) Schmollers Jahrbuch 1909 I, [438]. Ähnlich Schmollers Jahrbuch 1908 IV, [1528].

[38]) Zeitschrift für Volkswirtschaft usw. Wien 1908, S. 444.

hören, wenn man sie darauf hinweist, daß der weitaus größere Teil der wirtschaftenden Menschen nicht weiß, nach welchem Münzfuß das Währungsmetall geprägt wird.

e) Knapps Anschauung vom Wertmaß.

Sein Wertbegriff ermöglicht es übrigens Knapp, an der Wertmaßfunktion des Geldes in einem Sinne festzuhalten, der mit der Vorstellung der Metallisten nichts mehr gemein hat. Er wendet sich gegen die Ansicht der Metallisten, das Gold sei als Gut mit festem Wert zum Wertmesser allein geeignet und müsse es bleiben. Mit Recht sagt er:

„Der feste Preis, den das Gold bei uns und in unseren Nachbarländern hat, ist — um es abermals zu sagen — keine Eigenschaft des Goldes, sondern eine Folge der hylodromischen Verwaltung"[39]) (d. h. der unbegrenzten Prägung und Ausbringung des Goldes zu einem gesetzlich festgelegten Satze in Werteinheiten). Knapp ist nicht der Ansicht, daß ein bestimmtes Gut Wertmesser sei.[40]) Wertmesser ist nach seiner Meinung allein das Zahlungsmittel, und dieses braucht kein Gut mit Stoffwert zu sein, weil die nominale Werteinheit genügt. „Dies oder jenes Gut ist Wertmesser" bedeutet also hier ganz einfach: Es ist an sich zum Zahlungsmittel erklärt."[41]) „Es ist also in Wirklichkeit ganz anders, als der Laie glaubt: Die nominale Werteinheit ist unser Wertmesser."[42]) Der Nominalist braucht also von einem Gute, welches Wertmesser sei, gar nicht zu reden. Der Metallist hingegen stellt sich unbewußt die Sache so vor: Wer einen Preis für sein Getreide fordert, der vergleicht zuerst mit einem Metall; er beschließt, davon so und so viele Gewichtseinheiten zu fordern und rechnet nun, unter Benützung des Münzfußes, die Anzahl der Werteinheiten (Mark, Gulden) aus."[43])

Knapp kritisiert die Unwahrscheinlichkeit dieser Lehre. Aber es geht über das Ziel hinaus und verliert sein Recht, wenn er seine Kritik nicht begründet und nicht selbst eine bessere ideale Einheit der subjektiven Wertschätzungen gibt. Für einen objektiv wertvoll gedachten Wertmesser und die Wertmaßfunktion des Geldes ist nach Ansicht des Verfassers in einer subjektiven Wirtschaftstheorie kein Raum. Aber trotz ihrer m. E. ungenügenden Erklärung erkennen die Metallisten doch die Aufgabe der Theorie, den Tauschverkehr aus Wertschätzungen zu erklären. Wir müssen aber zu der Überzeugung gelangen, daß Knapp diese Aufgabe der Geldtheorie nicht begreifen kann oder grundsätzlich nicht begreifen will, wenn er sagt:

„Soll nun eine Zahlung geleistet werden, so ist, praktisch betrachtet, nur folgendes zu fragen:

---

[39]) Staatliche Theorie, S. 82 83.
[40]) Schmollers Jahrbuch 1906 II, S. [1692].
[41]) Schmollers Jahrbuch 1906 II, S. [1692] zu [1693].
[42]) Schmollers Jahrbuch 1906 II, S. [1693].
[43]) Schmoller 1906 II, S [1693].

1. Wieviel Werteinheiten sind zu leisten? und 2. wieviel Werteinheiten gelten die etwa zur Verfügung stehenden Stücke, soweit dieselben bei jener Zahlung zulässig sind? Mehr als dies ist nicht erforderlich; mehr weiß auch der gemeine Mann nicht, der jeden Tag mit Hilfe dieser wenigen Kenntnisse Zahlungen leistet oder Zahlungen empfängt."[44])

II. Ansätze wirtschaftlicher Werttheorien.

Allerdings sind auch bei Knapp einige Ansätze wirtschaftlicher Werttheorien zu finden. Sie sind so selten und widersprechen einander so sehr, daß man sie m. E. nur dem augenblicklichen Einfall zuschreiben kann.

a) Die Kaufkraft als Grundlage des Geldwertes.

Nach der Kaufkraft, die er grundsätzlich verwirft, läßt Knapp das Geld in folgendem Satze vom Publikum bewerten: „Der Verkäufer nennt sofort die Anzahl der Gulden, Kronen usw. und weiß in der Regel gar nicht mit dem Münzfuß Bescheid; denn er denkt bei dem Zahlungsmittel nur daran, was er seinerseits morgen dafür kaufen kann."[45])

Hier meint also Knapp, das Publikum schätze das Geld nach seiner Kaufkraft oder nach seinem Tauschwerte. Ob er die Kaufkraft dabei wirklich subjektiv oder objektiv auffaßt, ob er an den Zusammenhang aller Wertschätzungen in den Einzelwirtschaften und folglich aller Preise im Tauschverkehr denkt, bleibt unbeantwortet.

Der Verfasser glaubt das bezweifeln zu dürfen und bemerkt beiläufig, daß Knapp nach den Vorlesungsverzeichnissen der Universitäten Leipzig und Straßburg nie über theoretische Nationalökonomie gelesen hat.

b) Das Einkommen als Grundlage des Geldwertes.

Weiter sei erwähnt, daß sich Knapp 1909 in Wien gegenüber v. Wieser mit der Erklärung des Geldwertes aus subjektiven Schätzungen auf Grund des Einkommens einverstanden erklärt hat.[46]) Auch diese Ansicht hat Knapp nirgends wiederholt oder weiter ausgeführt. Sie widerspricht seiner Lehre; denn danach wird das Geld vom Publikum bewertet, obwohl es kein „Gut" ist und grundsätzlich keinen Wert, sondern nur Geltung hat.

Die Unsicherheit Knapps in der Anschauung des Tauschverkehrs macht es ihm übrigens unmöglich, aus seiner chartalistischen Lehre die praktischen Folgen zu ziehen. Er wagt nicht den Vorschlag, das Gold zu „entthronen" und schlägt — wie wir später sehen werden — nur Lösungen vor, die sich in der Praxis bereits bewährt haben.

---

[44]) Schmollers Jahrbuch 1906 II, S. [929].

[45]) Schmollers Jahrbuch 1906 II, S. [1694]. Ähnlich Schmollers Jahrbuch 1906 II, S. [929].

[46]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 132, S. 562.

So begründet Knapp die Vorteile der Goldwährung entgegen seinen anderen Äußerungen mit der Rücksicht auf die subjektiven Wertschätzungen und auf den Mengengedanken.

c) Der natürliche Mensch als Metallist.[47])

Er meint, das Publikum begreife nicht, daß die zirkulatorische Befriedigung auf Grund der juristischen Geltung für die wirtschaftlichen Zwecke des Geldes genüge und den Metallgehalt entbehrlich mache, weil jeder sich stets nur als Gläubiger fühle und nicht einsehe, daß er gleichzeitig Gläubiger und Schuldner, Nehmer und Geber des Geldes sei. Er sagt weiter: „Man sollte nicht vergessen, daß der natürliche Mensch als Metallist geboren wird und stirbt, also über unser Geldwesen kein Urteil gewinnt."[48])

d) Der Mengengedanke.

Knapp lehnt die Quantitätstheorie grundsätzlich auch für die intervalutarischen Beziehungen des Geldes ab, die allein er mit einer „Geschäftstheorie" erklärt.[49]) Dennoch finden wir bei ihm selbst eine Stelle, an der ihn der Mengengedanke daran hindert, aus seiner Chartaltheorie die praktischen Folgen zu ziehen.

„Hat doch jeder ernsthafte Mann mit Recht einige Scheu vor dem Notalgelde (freilich nur vor dem papiernen), da man es leichtsinnig vermehren kann, daher bedroht es den intervalutarischen Kurs; unser Geld könnte sinken in Vergleich zum ausländischen. Es ist wie die Scheu vor explosibeln Stoffen; man muß Pulver und Schießbaumwolle zu behandeln verstehen. Deshalb fällt es ja auch niemandem ein, leichtsinnige Vermehrung des Notalgeldes zu fordern ohne jeden Zusatz."[50])

Dieser Zusatz, den Knapp selbst für notwendig hält, würde wohl in das Gebiet einer wirtschaftlichen Theorie des Geldes fallen. Er fehlt in der staatlichen Theorie. Die Vermehrung des Geldes wirkt auf die Preise nur, wenn zusätzliche Kaufkraft zunächst beim Staate, dann bei dessen Lieferanten künstlich geschaffen wird. Die Einzelnen zahlen wegen der ohne entsprechende Kosten erwachsenen größeren Kaufkraft höhere Preise. So steigen schließlich die Preise allgemein, doch nicht gleichmäßig. Reziprok betrachtend, spricht man dann von sinkendem Tauschwert des Geldes.

e) Anerkennung einer wirtschaftlichen Theorie neben der staatlichen Theorie des Geldes.

Es ist möglich, daß Knapp im Laufe der Jahre durch den Meinungsstreit von seiner ursprünglichen unversöhnlichen Stellung zur Werttheorie abgekommen ist, und neben seiner rechtsgeschichtlichen auch eine wirtschaftliche Theorie des Geldes anerkennt, vorausgesetzt,

[47]) Staatliche Theorie, S. 40.
[48]) Staatliche Theorie, S. 286.
[49]) Staatliche Theorie, S. 245.
[50]) Schmollers Jahrbuch 1907 IV, S. [1537]. Ähnlich daselbst S. [1536].

daß sie nominalistisch sei. Dafür lassen sich die Worte anführen, die er dem Freiherrn v. Wieser im Jahre 1909 in Wien auf der Tagung des Vereins für Sozialpolitik entgegnet hat. Knapp beschloß seine humorvolle Erwiderung mit den Worten: „Ich freue mich also, daß Herr v. Wieser die Erscheinung, welche das Publikum Geldwert nennt, gerade so auffaßt wie ich; aber diese Terminologie nehme ich nicht mit hinüber in die Theorie des Geldwesens — das ist der Unterschied."[51])

Es ist möglich, daß Knapp die Notwendigkeit und Nützlichkeit einer wirtschaftlichen Theorie des Geldes neben — wenn nicht vor — der Chartaltheorie erkannt hat. Der Verfasser glaubt das bezweifeln zu sollen. Denn sonst würde Knapp selbst trotz seines Alters an einer wirtschaftlichen Theorie mitgearbeitet haben, die allein seine chartalistischen Behauptungen und Forderungen begründen kann. Mindestens würde er seine Kritiker, die trotz mancher m. E. schwachen Einwände mit Recht eine wirtschaftstheoretische Grundlage in der „Staatlichen Theorie des Geldes" vermißten, auf bereits bestehende nominalistische Geldtheorien verwiesen haben. Da er es nicht getan hat, darf er sich nicht wundern, daß sich die Metallisten nicht widerlegt fühlen.

f) Knapps Ansicht über die selbständige Aufgabe der wirtschaftlichen Geldtheorie.

Für die Frage, was Knapp von der selbständigen Aufgabe einer wirtschaftlichen Theorie des Geldes neben der staatlichen Theorie hält, mögen endlich folgende Worte hier angeführt sein, die seinen Worten in Wien allerdings zeitlich um ein halbes Jahr vorausgehen:

„Vielleicht gibt man nach und nach zu, daß die staatliche Theorie eine leidliche Systematisierung der Geldverfassungen darbiete; das sei aber nur ein formaler Vorzug, eine juristisch verlockende Behandlung, die indessen ganz und gar die volkswirtschaftliche Behandlung beiseite liegen lasse. Der Volkswirt will sachliche Wahrheiten; er könne mit Formalismus nichts anfangen, sagt er. — Das ist nun allerdings wahr, daß die Volkswirtschaftslehre sich nicht auf die Geldlehre beschränkt; außer dem Wesen des Geldes muß auch zur Sprache kommen, wie die Geldwirtschaft wirkt. Man will über die Natur der Bankgeschäfte unterrichtet sein, man will wissen, was der Wechselverkehr bedeutet, oder warum diese oder jene Diskontpolitik getrieben wird. Natürlich soll das geschehen; aber das rechtfertigt nicht, beim Wesen des Geldes auf populärphilosophischer Grundlage zu verharren, als ob es dem Volkswirtschaftler erlaubt sei, hier mit völlig unzureichenden Mitteln zu arbeiten. Die Theorie des Geldes ist ohne das, was man Formalismus nennt, gar nicht darstellbar."[52])

[51]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 132, S. 562.
[52]) Schmollers Jahrbuch 1909 I, S. [438].

Diese Sätze bestärken den Verfasser in der Ansicht, daß Knapp von den Aufgaben einer wirtschaftlichen Theorie des Geldes keine genügende Vorstellung hat.

Abschnitt II: Zusammengefaßte Kritik der staatlichen Theorie des Geldes.

A. Ablehnende Kritik ihrer Grundlagen.

I. Der Grundsatz der Wesentlichkeit.

Wir fassen nun die Kritik der Grundgedanken der Knappschen Geldtheorie zusammen.

Der Grundsatz der Wesentlichkeit hat nur begrenzte Bedeutung für die Theorie. Die induktive Methode kann, auch richtig angewendet, nur zu einem bloßen Erfahrungsergebnis führen. Sie kann sagen: Dies und das ist im Wirtschaftsleben entstanden, ist möglich und ausreichend gewesen. Warum es entstanden und möglich gewesen ist, welche Kräfte dabei mitgewirkt haben, vermag sie nicht ohne weiteres zu erklären. Darum kann auch bei richtiger Anwendung des Grundsatzes der Wesentlichkeit die Erklärung noch fehlen oder falsch hinzugefügt werden.

Gegen das induktive Auffinden der wesentlichen Eigenschaften des Geldes ist nichts einzuwenden, wenn wirklich alle Gelderscheinungen umfaßt werden. Das ist jedoch bei Knapp nicht der Fall.

II. Die wesentlichen Eigenschaften des Geldes.

Der Grund für die m. E. falschen Ergebnisse der „Staatlichen Theorie des Geldes" liegt schon in der ungenügenden Antwort auf die Frage nach den wesentlichen Eigenschaften des Geldes. Knapp zieht den Kreis der Gelderscheinungen willkürlich so eng, daß Wechsel und Giro nicht unter seinen Geldbegriff fallen, obwohl ein erheblicher Teil aller Zahlungen mit diesen Zahlungsmitteln geleistet wird.

Immerhin reichte der beschränkte Beobachtungskreis dazu hin, die nominale Werteinheit als wesentliche Eigenschaft des Geldes zu erkennen, die stoffliche Werteinheit und damit die Lehre der Metallisten erfahrungsgemäß zu widerlegen. Knapp bleibt aber trotz Wechsel, Scheck und Giro am „juristisch bedeutsamen Stück", an der „Chartalität" des Geldes haften. Darum hat er seine induktive Aufgabe nicht richtig gelöst. Umfaßt man alle Gelderscheinungen des Wirtschaftslebens, so kann man nicht mehr sagen: Geld ist chartales Zahlungsmittel.

III. Der Grundsatz der Chartaltheorie.

Daß die nach seiner Ansicht wesentlichen Eigenschaften des Geldes für dessen tauschwirtschaftliche Funktion genügen, glaubt Knapp mit folgenden Sätzen erklären zu können. „Das Geld ist ein Geschöpf der Rechtsordnung oder Rechtspolitik. Der Staat verleiht dem Gelde Geltung in Werteinheiten."[53])

Diese Erklärung muß der Verfasser wie das induktive Ergebnis Knapps ebenfalls ablehnen.

a) Das Geld ist kein Geschöpf der Rechtsordnung.

Die privaten Abrechnungsmethoden sind nicht staatliche Zahlungsmittel. Ein großer Teil aller Zahlungen wird nicht in staatlichen Zahlungsmitteln, sondern mit Wechseln, Schecks und Umschreibungen geleistet. Die Abrechnungsmethoden beweisen, daß das Geld nicht sachlich zu begreifen ist. Sie können sich einbürgern, weil das Geld durch die wirtschaftliche Sitte zur allgemeinen Rechnungseinheit geworden ist. In allen Einzelwirtschaften ist das Geld zum „Generalnenner der Nutzen- und Kostenvergleichungen" geworden. Dabei bringt das Geld nur die Kosten zur psychischen Vergleichung mit den verschiedenen Nutzen auf eine Einheit. Es wird nicht individuelles Wertvergleichungsmittel, weil einem gleichen Kostenaufwande (Preis) in der Einzelwirtschaft kein gleicher Nutzen und folglich kein gleicher Ertrag (beide psychisch aufgefaßt) entsprechen. Das Geld wird vollends nicht gesellschaftliches Wertvergleichungsmittel, weil der Preis kein Ausdruck des subjektiven Wertes ist.

Der Staat kann nur das herrschende Geldsystem bestimmen und die einzelnen gültigen Zahlungsmittel, die Geldstücke aus Metall oder aus Papier, herstellen. Er kann aber nicht durch die Rechtsordnung plötzlich Geld schaffen, wenn nicht schon alle Bürger des Staates mit dem Gelde bekannt und an das Wirtschaften mit der allgemeinen Rechnungseinheit gewöhnt sind.

Übrigens hat ja Knapp selbst erkannt, daß der Staat das Zahlungsmittel des Autometallismus nur im Anschluß an das gewohnheitsmäßig allgemein gewordene Tauschgut bestimmen kann, daß er die Werteinheit von Anfang an historisch definiert.

b) Der Staat vermag dem Gelde keine Geltung in Werteinheiten zu geben.

α) Der Ausdruck Werteinheit beruht auf falscher Anschauung.

Schon der Ausdruck „Werteinheit" ist irreführend. Die Mark ist weder in der Einzelwirtschaft noch in der Volkswirtschaft eine

---

[53]) Franz, a. a. O. S. 2.

„Werteinheit". Güter mit gleichen Preisen werden in der Einzelwirtschaft nicht gleich bewertet, haben nicht einen Wert; denn ihr Nutzen, die aufzuwendenden Kosten und folglich der Überschuß des Nutzens über die Kosten (der Ertrag) werden verschieden geschätzt. Knapp würde also besser von Preiseinheit oder Rechnungseinheit sprechen. Sein Fehler hängt mit dem falschen Wertbegriff zusammen, den wir oben kennen gelernt haben.

β) Der Staat vermag keinen subjektiven Wert zu verleihen.

Vollends abzulehnen ist m. E. die Vorstellung, der Staat könne einer Sache (einem Schein, einer Münze) Wert geben. Der Staat kann das so wenig wie irgend ein anderer. In der Anschauung des Verfassers ist kein Raum für die Gleichsetzung und den Kausalzusammenhang von Nützlichkeit und Wert und für die damit eng zusammenhängende Ansicht von der Wertproduktivität überhaupt. Die Dinge können durch technische Tätigkeit oder von Natur technisch brauchbar werden. Ihr wirtschaftlicher Wert hängt ab von der Frage, ob die Einzelnen den Nutzen des betreffenden Dinges überhaupt schätzen und Kosten dafür aufzuwenden bereit sind. Wirklich verwendet werden die Waren erst, wenn einzelne Wirtschafter sie im Verhältnis zu allen anderen Dingen und Leistungen, die sie begehren, so hoch bewerten, daß sie den Kauf abschließen. Selbst wenn eine Ware einen Preis erzielt, hat sie noch keinen bestimmten und festen Wert. Es gibt keinen Wert, der durch technische Nützlichkeit (inhärente Eigenschaften) oder durch bestimmte Mengenverhältnisse zwischen Geld und Ware festgelegt werden kann. Der Wert ist ein Urteil, das kein Produzent seinem Erzeugnis stofflich beilegen kann. Folglich kann m. E. der Staat dem Gelde auch keine „Werteinheiten" geben.

γ) Der Staat vermag dem Gelde keinen Tauschwert zu geben.

Wie der Staat dem Gelde keinen subjektiven Wert geben kann, ebensowenig vermag er ihm Tauschwert oder Kaufkraft zu verleihen. Die Kaufkraft des Geldes wird von den meisten Theorien objektiv aufgefaßt und ergibt sich aus der reziproken Betrachtung der Preise. Der Versuch, sie objektiv zu errechnen, muß fruchtlos bleiben, weil die Summe aller Preise ewig eine unbekannte Größe bleiben wird. Das Errechnen von Inderziffern ist weit davon entfernt, einen objektiven Ausdruck für die Kaufkraft zu geben, da hierbei der Kreis der Preise beliebig eingeschränkt wird. Es ist nicht die Aufgabe der Preistheorie, die Preise und — reziprok betrachtet — die Kaufkraft des Geldes zu errechnen, sondern sie zu erklären. Die Wissenschaft kann m. E. die Preise nur aus subjektiven Wertschätzungen erklären. Die objektive Kaufkraft oder der objektive Tauschwert des Geldes sind dabei für die Preistheorie und folglich für die Geldtheorie nur äußere Ursachen für die Veränderung der Werte. Für

die Wertschätzung des Geldes bei der Preisbildung kommt nur die individuelle Auffassung von der Kaufkraft des Geldes in Betracht, und zwar schätzt der Einzelne die Kaufkraft der Geldeinheit nach dem gesamten Nutzen, den er sich mit seinem Einkommen verschaffen kann, oder — wie Liefmann schärfer formt — nach dem entgehenden Nutzen jeder weiteren Einheit.

B. Zustimmende Kritik über das rechtsgeschichtliche System der staatlichen Theorie.

I. Die Ordnung des Geldwesens im Inlande.

Damit ist nun keineswegs alles abgelehnt, was Knapp der Wissenschaft gegeben hat.

Sein System der rechtlichen Verfassung des Geldwesens hat uns ein gutes Stück vorwärts gebracht. Man kann wohl sagen, daß es unübertrefflich ist. Einige Kritiker haben sich über die große Zahl fremdwörtlicher Begriffe beklagt, die Knapp gebildet hat. Der Verfasser bemüht sich selbst um eine reine Sprache, bezweifelt aber, daß Knapp ohne diese Ausdrücke zu einer so klaren Übersicht der Erscheinungen gelangt sein würde. Alle alten Begriffe waren abgegriffen. Sie hätten zu neuen Mißverständnissen geführt; sie hätten nicht wörtlich auf die unterscheidenden Grundgedanken immer wieder so glücklich verwiesen, und — vor allem — sie hätten rein zahlenmäßig für die mannigfaltigeren Merkmale Knapps nicht ausgereicht. Hier zeigt sich in der Beschränkung der Meister. Zwar hat Knapp die Fragen nach dem wirtschaftlichen Werte des Geldes zu Unrecht nicht beantwortet, aber gerade deshalb hat er die Beziehungen des Geldes zum Metall, welche die Lehre vom Stoffwert in geheimnisvolles Dunkel hüllte, taghell beleuchten können. Man betrachte die Übersicht der Zahlungsmittel nach ihren platischen und genetischen Beziehungen zum Gelde in der „Staatlichen Theorie" (S. 64).

Trefflich ist weiter, was Knapp über die Maßnahmen des Staates sagt, die den Preis für das Metall des baren Währungsgeldes festlegen. Früher sind diese Tatsachen so verkannt worden, daß man meinte, mit ihren Folgen den Glauben an den festen (oder verhältnismäßig festen) „Wert" des Goldes stützen zu können.

Die Beziehungen der Geldarten zueinander im Geldsystem unterscheidet Knapp nach Annahmezwang, Einlösbarkeit und Aufdrängbarkeit bei Zahlungen des Staates an Private. Er faßt sie in einer Übersicht auf S. 95 der „Staatlichen Theorie" zusammen. Diese klaren Unterschiede machen es Knapp möglich, die Währungsgeschichte der Staaten kurz darzustellen. Das zeigt sich auch in den Arbeiten seiner Schüler, die sich vorteilhaft der Begriffssprache ihres Meisters bedienen. Der Verfasser hat Gelegenheit gehabt, in einer Nachschrift

vom Sommer 1914 das ausgezeichnete rechtsgeschichtliche System zu sehen, das Knapp in seiner Vorlesung über Geldwesen für verschiedene Staaten gibt.

Einen Fortschritt bedeutet ferner, was Knapp über Währungstypen (insbesondere den Bimetallismus) und internationale Währungsbündnisse, über das Agio akzessorischer Geldarten, ihre Stauung in den Kassen des Staates und ihren Einfluß auf Währungsänderungen schreibt. Für die rechtliche Betrachtung des Geldwesens ist die Annahme bei den Kassen des Staates (die staatliche Akzeptation) im Gegensatz zur wirtschaftlichen Theorie als Grenzmerkmal des staatlichen Geldes zweckmäßig gewählt.

II. Der Geldverkehr mit dem Auslande.

Auch im Geldverkehr mit dem Auslande weist Knapp die Überschätzung der Edelmetalle zurück. Hier gilt seine „Geschäftstheorie", die zustimmend in Kürze wiedergegeben wird.

Der Kurs zwischen zwei Währungen (der intervalutarische Kurs) richtet sich nach den gesamten Geschäftsbeziehungen zwischen den beiden Staaten. Er ist eine psychologische Erscheinung. Zwischen Ländern mit verschiedener Währung besteht kein Münzpari. Selbst bei Ländern mit gleicher Barwährung ergeben die Geldverfassungen (nach dem Grundsatz der Wesentlichkeit) an sich noch kein Pari für den intervalutarischen Kurs. Das intervalutarische Pari muß durch besondere staatliche Maßnahmen erstrebt werden. Dabei ist der Anschluß an ein Münzpari „nur eine mögliche, vielleicht sogar die zweckmäßigste Wahl des Paris, aber durch aus nicht die einzig mögliche Wahl".

Das Verschwinden des Paris kann autometallistisch nicht erklärt werden. Bei längeren Schwankungen des intervalutarischen Kurses muß der Staat auf die automatische Kursregelung verzichten und seinen Barvorrat durch Mittel schützen, die den automatischen Ausgleich des Kurses verhindern. Die Frage, wie der intervalutarische Kurs geregelt werden kann, beantwortet Knapp mit dem Hinweis auf die Politik der Reichsbank, der Österreichisch-Ungarischen Bank und des russischen Finanzministers im Verein mit dem Bankhaus Mendelsohn.

Das Wertverhältnis von Gold und Silber (auf dem Londoner Markt) richtet sich nach Knapp vornehmlich nach den Valutakursen der Goldländer gegen die Staaten mit Silberwährung. Die industriellen Gründe treten zurück. Auch ohne daß Erzeugung und Verbrauch von Silber und Gold sich ändern, können andere Geschäfte durch das Mittel der Valutakurse auf das Wertverhältnis von Gold und Silber wirken. Auch diese Ausführungen haben den Verfasser überzeugt.

III. Währungspolitische Vorschläge bei Knapp.

In aller Kürze sollen Knapps praktische Währungsvorschläge noch besprochen werden. Er meint, bei der Wahl der Währung entscheide das Streben nach festen intervalutarischen Kursen. Im inländischen Verkehr sei die Barverfassung entbehrlich. Hier genügen tatsächlich die notalen Geldarten (ohne Stoffwert).

Wir haben oben gesehen, daß Knapp diese Erfahrung theoretisch nicht zu erklären vermag. Er ist aber weiter der Ansicht, daß die Devisenpolitik der Österreichisch-Ungarischen Bank und des Bankhauses Mendelssohn (im Auftrage des russischen Finanzministers) der Barverfassung durch erfahrungsmäßigen Beweis „ihre letzte Stütze" in der Theorie genommen haben.[54])

Trotz dieses Beweises ist Knapp vorsichtig. Einmal schlägt er eine Papierwährung mit Vorrat an Goldbarren für den privaten Verkehr mit dem Auslande vor, weil sie den Vorteil einfacher automatischer Kursregelung gewähre. — Den gleichen Vorschlag hat übrigens schon Ricardo gemacht.[55]) — Schließlich nennt Knapp die Barverfassung die beste unter den möglichen Währungen, obwohl er die Nachteile des offenen Goldvorrates (bei Barverfassung) für Diskont- und Lombardkredit der Reichsbank erkennt.[56]) Der haltbare Grund für die Barwährung liege — so sagt er — in dem Glauben an das Münzpari. Der Staat werde dann durch „alle metallistischen Vorurteile" in dem Streben unterstützt, den intervalutarischen Kurs mit allen Mitteln auf dem Pari zu erhalten. Daran habe nicht nur der private Handel, sondern ebenfalls der Staat Interesse, wenn er im Auslande Anleihen unterbringen wolle.

Diesen Grund zur Vorsicht hält der Verfasser nicht für stichhaltig. Staat und Handel würden auch ohne Barverfassung und metallistische Vorurteile um ihres Vorteils willen für eine tatkräftige Kurspolitik eintreten. Vielmehr scheint der Grund zur Vorsicht bei Knapp in dem einseitig induktiven Verfahren und in dem Mangel einer sicheren Anschauung vom Tauschverkehr zu liegen.

Schluß.

Knapp hat es immer abgelehnt, „programmatische" Theorie zu treiben.[57]) Er will nur analysieren. Aber es läßt sich nicht verkennen, daß die blinde Ablehnung einer wirtschaftlichen Geldtheorie auch manchen Anhänger Knapps verwirrt hat, der im Gegensatz zu seinem Meister die praktischen Folgen aus dem Grundirrtum der „Staatlichen Theorie" zieht. Demgegenüber soll nochmals betont werden, daß alle währungspolitischen Vorschläge nur durch die Erkenntnis-

---

[54]) Staatliche Theorie, S. 281.
[55]) Diehl, Ricardo — Kommentar II, S. 204.
[56]) Bankarchiv 1906, VI.
[57]) Schmollers Jahrbuch 1909 I, S. 429 ff.

des tauschwirtschaftlichen Verkehrs in ihren Wirkungen erklärt und damit begründet werden können.

In allen diesen Fragen läßt uns Knapp im Stich. Dafür hat er die rechtlichen Grundlagen des Geldwesens klargestellt. Das ist der positive Teil seines Werkes. Er hat darin im Geiste der historischen Schule ganze Arbeit getan. Sein einseitig rechtsgeschichtlicher Standpunkt hat viele namhafte Theoretiker zum Widerspruch herausgefordert und den Streit der Ansichten vorteilhaft belebt. Aufgabe der Nominalisten ist es, die Lücke auszufüllen, welche die Chartaltheorie aufweist.

III. Teil: Die Ergänzung der „Staatlichen Theorie des Geldes"

durch Friedrich Bendixen.

A. Die wirtschaftliche Theorie des Geldes bei Bendixen.

I. Seine Stellung zur Chartaltheorie.

Mit der Chartaltheorie Knapps verbindet sein Anhänger Friedrich Bendixen die sogenannte Geldschöpfungslehre, eine wirtschaftliche Geldtheorie, jedoch keine Werttheorie. In seiner Schrift „Das Wesen des Geldes" bekennt sich Bendixen zur „Staatlichen Theorie des Geldes", geht aber sogleich daran, Knapps Lehre durch eine Geldschöpfungslehre zu ergänzen. Diesem Zweck sollen auch seine späteren gesammelten Aufsätze dienen.[1])

Bendixen stimmt mit Knapp darin überein, daß die nominale Werteinheit zum Wesen des Geldes gehöre. Das Geld habe keinen Wert, sondern der Staat verleihe ihm Geltung in Werteinheiten.[2]) Damit — so meint er — habe Knapp den notwendigen Unterbau gegeben, auf dem in Ergänzung der „staatlichen Theorie" eine Geldschöpfungslehre ohne die gefährlichen, irrtümlichen Grundlagen der metallistischen Lehre errichtet werden könne.[3]) Bendixen hält an dem Grundsatz der Chartaltheorie fest. Das bestätigt der Satz:

„Man wird einsehen lernen, daß die staatliche Theorie die Elementarlehre des Geldes ist, über die man so wenig streitet, wie über das Einmaleins, und daß man sie einfach wissen muß, wenn man wissenschaftlich über das Geld arbeiten will."[4])

Schon in der Kritik Knapps habe ich gegen diesen Grundsatz der Chartaltheorie ausgeführt, daß der Staat mit dem Gelde nicht gleichzeitig die Wertschätzung des Geldes durch die große Zahl der verschiedenen Wirtschafter bestimmen kann, die zusammen die Tauschwirtschaft bilden und mit ihren Entschlüssen bewegen. Es wird sich im Verlauf der Untersuchung herausstellen, daß Bendixen der Chartaltheorie häufig widerspricht. Aber sein Bestreben, bei der Geldschöpfungslehre auf die psychischen Schätzungen zu verzichten, rechtfertigt er mit dem Hinweis auf Knapp.

---

[1]) Ich zitiere im weiteren Verlauf der Arbeit Bendixens Schriften folgendermaßen: „Das Wesen des Geldes, Leipzig 1908" als Bendixen 1908; „Geld und Kapital, Leipzig 1912" als Bendixen 1912 und „Währungspolitik im Lichte des Weltkrieges, München und Leipzig 1916" als Bendixen 1916.

[2]) Bendixen 1908, S 6 und 15.

[3]) Bendixen 1908, S. 16 und 17; Bendixen 1916, S. 94 und 95.

[4]) Bendixen 1916, S. 86.

II. Die Geldschöpfungslehre.

Die ergänzende wirtschaftliche Theorie des Geldes soll nach Bendixen auf die Fragen antworten:

„Wie soll das Geld beschaffen sein? Welche Funktionen hat es zu erfüllen? Nach welchen Grundsätzen hat die Geldschöpfung zu geschehen? Welche Fehler der Geldschöpfung beeinflussen die Preise?"[5])

Der Mengengedanke, der Knapp zur Vorsicht bei praktischen Vorschlägen, nicht aber zu theoretischer Begründung veranlaßt hat, gibt den Anstoß zur Geldschöpfungslehre Bendixens. Damit tritt er schon in Gegensatz zur Chartaltheorie. Er sucht nach dem klassischen Gelde, das „die Warenpreise durch keine Fehler der Geldschöpfung nach oben oder unten beeinflußt".[6]) Dabei geht er nicht von einer Preistheorie aus, um dann deduktiv zu verfahren, die bestehenden Geldarten zu prüfen oder neue vorzuschlagen.

Bendixen verfährt induktiv. „Das Problem des wertbeständigen Geldes, das die Metallisten emphatisch für eine Unmöglichkeit erklären, ist hier in aller Stille durch das praktische Leben bereits gelöst worden, ohne daß die Wissenschaft es bemerkt hat; denn für sie ist Giralgeld ja kein Geld."[7])

Klassisches Geld ist ferner die Banknote; denn zwischen Banknote und Giroguthaben auf Grund diskontierter Warenwechsel besteht kein wirtschaftlicher, sondern höchstens ein kultureller Unterschied.[8]) Diese beiden Geldarten sind klassisch; denn sie werden alljährlich im vielfachen Betrage des geprägten Metalls geschaffen, ohne daß der sogenannte Geldwert oder die Kaufkraft des Geldes dadurch nach oben oder unten eine Veränderung erleidet.[9])

Von diesem Erfahrungssatz oder dieser Annahme geht Bendixen aus. Die Gründe für den „klassischen" Verlauf der Zahlungen sieht er in sachlichen Vorgängen, in dem „Parallelismus zwischen Ware und Geld".[10]) Dafür zwei Beispiele aus seinen Schriften:

„So haben wir in der durch den Warenwechsel gedeckten Banknote das Muster klassischen Geldes gefunden, bei dem das Gleichgewicht von Vorleistung und Gegenleistung, von Produktion und Konsumtion, unbeeinträchtigt durch die Zufälligkeiten willkürlicher Geldschöpfung, in die Erscheinung tritt; des Geldes, welches im Parallelismus mit dem Entstehen und Vergehen der Konsumgüter erscheint und wieder verschwindet, und welches, unbelastet durch den Wert seines Stoffes, die dienende Funktion, zu der es berufen ist, erfüllt, ohne das Wertverhältnis der abzuwägenden Werte durch die Influenz seines eigenen Wertes zu stören."[11])

---

[5]) Bendixen 1912, S. 17.
[6]) Bendixen 1912, S. 12.
[7]) Bendixen 1912, S. 12.
[8]) Bendixen 1908, S. 33, 37; Bendixen 1912, S. 10.
[9]) Bendixen 1912, S. 12.
[10]) Bendixen 1912, S. 61.
[11]) Bendixen 1908, S. 36.

Ähnlich sagt Bendixen später:

„Ich habe dabei auf den Vorgang hingewiesen, wie das Geld, in der klassischen Form der auf den Warenwechsel basierten Banknote, mit dem Augenblick, wo die Ware die Hand des Produzenten verläßt, von der Bank ausgegeben wird, also gewissermaßen ins Leben tritt, um dann, wenn die Ware den Konsumenten erreicht hat, zur Bank zurückzukehren, also im Augenblick des Konsums, der Ware gleich, aus dem wirtschaftlichen Leben zu verschwinden. Damit glaube ich den Schlüssel zu dem rätselhaften Parallelismus zwischen Ware und Geld gegeben zu haben. Denn nun zeigte sich doch, daß das Geld, das die Ware repräsentiert, bei klassischer Geldverfassung keineswegs die Ware zu überleben braucht, wie man bisher gewöhnt war, als selbstverständlich anzunehmen."[12])

Bei diesem Parallelismus im Entstehen und Vergehen des Geldes und der von ihm „repräsentierten" Konsumgüter handelt es sich um eine rein objektiv gedachte Mengentheorie. Geld und Ware, die sich im Umlauf befinden, stehen in einem bestimmten Mengenverhältnis. Entspricht der Umlauf des Geldes der Menge der von ihm repräsentierten Konsumgüter, so werden die Preise von der Geldschöpfung nicht beeinflußt. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß bei Zahlungen in Banknoten und Giralgeld die Kaufkraft des Geldes nicht aus anderen Gründen nach oben und unten eine Veränderung erleidet.

Mit dem Hinweis auf den Parallelismus von Ware und Geld läßt sich der Einfluß der Geldschöpfung auf die Preise nicht erklären. Selbstverständlich gibt es auch objektive Gründe der Preissteigerung, die zum Teil in der Geldschöpfung liegen können. „Aber immer" — so sagt ja Bendixen selbst — „ist erst der Kauf die Ursache der Preissteigerung, nicht schon die Geldschöpfung oder gar der vermeintlich durch sie verursachte sinkende Geldwert. Deshalb sollten sich die „gestiegenen Preise" nicht von dem tiefsinnig klingenden, aber auf falschem Denken beruhenden „sinkenden Geldwert" um ihr Vorrecht betrügen lassen".[13])

Das Vorrecht haben hier m. E. nicht die Preise, sondern diejenigen, die sich zum Kauf entschließen. Das sind die einzelnen wirtschaftenden Glieder der Gesellschaft. Ihre Schätzungen des Geldes und der Waren oder Leistungen ändern die Preise. In der Geldschöpfung aber können objektive Gründe für die Schätzungen der einzelnen Wirtschafter liegen. Es ist notwendig, die psychischen Schätzungen sich als die letzte Ursache aller Preisveränderungen vorzustellen, weil es sonst unverständlich bleibt, warum bei künstlich vermehrter Geldschöpfung nicht alle Preise gleichmäßig steigen. Ja, manche Preise können sinken! Das zeigen die Wohnungsmieten im Kriege. Über die Frage, ob und wieweit objektive Tatsachen in der Geldschöpfung,

---

[12]) Bendixen 1912, S. 61.
[13]) Bendixen 1916, S. 30.

in der Produktion, bei dem Bedarf auf die Preise wirken, entscheiden die psychischen Schätzungen, die zu positiven oder negativen Tauschentschlüssen führen.

Deshalb glaube ich die objektive Auffassung der Geldschöpfungslehre Bendixens aus methodischen Gründen ablehnen zu müssen. Damit sollen aber ihre richtigen Gedanken nicht verkannt werden.

Wer gegen diskontierte Warenwechsel Geld (in Banknoten oder Giroguthaben) empfängt, zieht die Kosten, mit denen er die Geldsumme erworben hat, von seiner Einnahme ab. Er schätzt die Geldeinheit nach dem Nutzen, den ihm sein Geldertrag gewährt, also nach der Stärke des letzten Bedürfnisses, das ihm seine Einnahme im Rahmen des Gesamteinkommens befriedigt. Wer die gleiche Geldsumme gegen diskontierte Finanzwechsel erhält, schätzt die Geldeinheit geringer und ist daher in der Regel bereit, höhere Preise zu zahlen. Soweit also hat Bendixen Recht. Es ist aber denkbar, daß z. B. das Reich von Beginn des Krieges an die Preise für Heereslieferungen schärfer berechnet hätte. Dann würden entsprechend den verhältnismäßig geringeren Gewinnen die Wertschätzungen der Kriegslieferanten nicht in dem Maße preissteigernd gewirkt haben trotz der unklassischen Notenausgabe gegen diskontierte Reichswechsel. Wie die objektiven Ursachen der Preisbewegung in Geldschöpfung, Erzeugung und Bedarf wirken, das kann eben nur dadurch erkannt und erklärt werden, daß auf die psychischen Schätzungen zurückgegriffen wird. Diese allein wirken unmittelbar, alle objektiven Ursachen wirken dagegen nur mittelbar durch die psychischen Schätzungen auf die Preise.

Obwohl Bendixens Geldschöpfungslehre richtige Beobachtungen enthält, lehne ich sie ab, weil sie rein objektiv gedacht ist und deshalb dem vielgestaltigen Leben nicht beweglich genug zu folgen vermag.

III. Die volkswirtschaftliche Funktion des Geldes.

Bendixen strebt danach, die psychischen Schätzungen auszuschalten. Dabei bedient er sich auch eines volkswirtschaftlichen Funktionsbegriffes des Geldes.

Während Knapp in der staatlichen Theorie nur einen Begriff des Geldes hat, unterscheidet Bendixen zwei Geldbegriffe. Juristisch ist Geld Zahlungsmittel. In der wirtschaftlichen Theorie entscheidet die volkswirtschaftliche Funktion darüber, was Geld ist.[14]) Dabei dient das Giralgeld in ähnlicher Weise als Ausgangspunkt, wie in der staatlichen Theorie das uneinlösbare Papiergeld. Knapp betrachtet lediglich die staatlichen Zahlungsmittel, also weder Wechsel, noch Schecks, noch auch Giroguthaben. Benedixen dagegen sagt: „Geld ist, was als Geld funktioniert."[15]) Er definiert das Geld in dem Satze:

---

[14]) Bendixen 1912, S. 16, 17.
[15]) Bendixen 1912, S. 16 und 17.

„Das Wesen des Geldes ist der in ihm dokumentierte Anspruch auf Gegenleistungen, zu denen der Inhaber durch seine Vorleistungen berechtigt ist."[16])

Dieser Funktionsbegriff ist vermutlich entstanden, nachdem Bendixen die Frage nach der einwandfreien Geldschöpfung durch die Vorstellung vom „Parallelismus zwischen Geld und Ware" bereits gelöst zu haben glaubte. Auch hier werden die psychischen Schätzungen zurückgedrängt. Gegenleistung und Vorleistung, Sachgegenstände werden durch das Geld in Beziehungen zueinander gebracht. An Stelle der vielen Einzelnen, die sich nach ihrem Vorteil zum Tausch entschließen, tritt die Gesellschaft und „dokumentiert einen Anspruch". Damit glaubt Bendixen die Erkenntnis der gesellschaftlichen Wirtschaft gefördert zu haben. Das ist doch zweifelhaft.

Zunächst weiß Bendixen selbst, daß ein Anspruch auf Gegenleistung für Geld nur in seltenen Fällen (z. B. bei Apotheken) wirklich besteht. Indessen daraus darf Bendixen kein besonderer Vorwurf gemacht werden, da die volkswirtschaftliche Betrachtungsweise allgemein zu unklarem Ausdruck zu berechtigen scheint.

Die gesellschaftliche Arbeitsteilung führt allerdings dazu, daß sich jeder durch seine besondere Arbeit Tauschmittel erwirbt und erst mittels dieser seine Bedürfnisse durch neuen Tausch befriedigt. Aber mit seinem volkswirtschaftlichen Funktionsbegriff ist Bendixen in diese gesellschaftlichen Verknüpfungen nicht eingedrungen. Er vermag so nicht zu erklären, wie die Wirkung, die er richtig beobachtet, ohne Zwang im Tauschverkehr zustande kommt. Ohne Zweifel würde ihm dabei die Auflösung gesellschaftlicher Erscheinungen in psychische Entschlüsse gute Dienste geleistet haben. Selbstverständlich gibt es Massenerscheinungen. Aber wie sie entstehen, sich verändern und vergehen, das kann man nur erklären, wenn man sich immer wieder die vielen Glieder vorstellt, die in ihrer Gesamtheit die Gesellschaft bilden. Jede neue Massenerscheinung, jeder veränderte Preis, jede veränderte Konjunktur hat ihren Ursprung in den veränderten Schätzungen Einzelner, wie sehr diese auch wieder von der Gesellschaft abhängen mögen. Die Betrachtung von „Massenphänomenen" ohne den Reflektor einer psychischen Idee ist statisch und vermag dem bewegten Leben niemals auf die Spur zu kommen.

IV. Die Ablehnung jeglicher Werttheorie.

Bendixens Blick haftet an Sachgegenständen und Massenerscheinungen. Das beweisen auch die mannigfach sich widersprechenden Gründe, die er — ähnlich Knapp — gegen die Werttheorie im allgemeinen anführt.

[16]) Bendixen 1912, S. 33; ähnlich Bendixen 1908, S. 34, 35 und Bendixen 1916, S. 89 und 92.

a) Die Werttheorie und die Erkenntnis des Geldes.

Bendixen lehnt mit Knapp jede Werttheorie zur Erklärung des Tauschverkehrs und der Preise ab, da sie nach seiner Ansicht doch nur Unheil in der Erkenntnis stiftet.[17]) Weil die metallistische Lehre auf der Grundlage der bisherigen Werttheorien — es gibt ja in der Tat verschiedenartige Metallisten — das Wirtschaften mit dem uneinlösbaren Papiergeld und vollends mit Giro, Wechsel und Scheck nach seiner Meinung nicht erklären kann, leugnet er die Fragen, die das Leben uns täglich stellt.

Wenn Bendixen mit mir glaubt, daß im Rahmen des Gesetzes noch immer der freie Entschluß der Einzelnen die gesellschaftliche Wirtschaft bewegt, so wird er sich selbst folgende Fragen stellen müssen:

Welche Überlegungen veranlassen die Einzelnen, sich in den Tauschverkehr ständig oder zeitweise einzuordnen? Wie schätzen sie Waren und Leistungen, wie schätzen sie das Geld in allen Formen (Metallgeld, Papiergeld, Banknoten, Wechsel, Schecks und Umschreibungen), wenn sie sich zu bestimmten Preisen bei Kauf bezw. Verkauf entschließen oder vom Tausch in besonderen Fällen abstehen? Wie bringen diese verzettelten, widerstreitenden Kräfte eine einheitliche gesellschaftliche Erscheinung, den Preis, hervor?

Alle diese Fragen, die m. E. in die Geldtheorie gehören, läßt Bendixen unbeantwortet. Er untersucht in seiner Geldschöpfungslehre lediglich, welche Art der Geldschöpfung die Preise nicht steigert. Aber ich habe schon oben gegen sein objektives Verfahren eingewendet, daß auch die Wirkungen der Geldschöpfung nur durch eine ausgebaute Preislehre zu erkennen sind, die auf die psychischen Schätzungen als die unmittelbare Ursachen der Preibewegung zurückgreift. Ohne Werttheorie geht es nicht ab.

b) Hat das Geld einen selbständigen Wert? Der technische Wertbegriff.

Wie Knapp, begründet Bendixen die Ablehnung jeder Werttheorie weiter damit, daß Geld kein wirtschaftliches Gut, kein Tauschgut, kein Wertgegenstand sei und deshalb keinen selbständigen Wert haben könne. Da das Geld nicht „brauchbar im Sinne der Technik"[18]) ist, kann es kein Gut sein. Es ist staatlich begültigtes Wertzeichen. Besser sagt Bendixen an anderen Stellen, Geld sei abstrakte Werteinheit; denn er wird doch kaum Wechsel, Schecks und Giroguthaben „staatlich begültigte Wertzeichen" nennen können.

Besonders muß betont werden, daß der Wertbegriff Bendixens, der an die technische Brauchbarkeit gebunden ist, für die Preistheorie unbrauchbar ist und zwar aus mehreren Gründen.

---

[17]) Bendixen 1916, S. 86 und 103.
[18]) Bendixen 1912, S. 11 und 32; Bendixen 1916, S. 97 und 102 usw.

c) Ist der Preis ein Äquivalent?

Der gemeine Wert, der Gegenwart oder besser der gerechte Preis, den der Jurist einem Dinge oder einer Leistung zuerkennt, stellt Preis und Nützlichkeit, Leistung und Gegenleistung einander nach durchschnittlicher, gesellschaftlicher Schätzung als Äquivalente gegenüber. Er beruht auf der Kenntnis üblicher Durchschnittspreise, geht aber nicht auf die Schätzungen zurück, die zu Preisen führen. Die Vorstellung des Äquivalententausches, die sich auch bei Bendixen findet, vermag aber nicht einen Abschluß zum alten Preise, geschweige denn einen Abschluß bei verändertem Preise zu erklären. Wenn wirklich der Tauschende die gekaufte Ware nicht höher schätzt als das Geld, den Preis, den er dafür zahlt, so ist gar nicht denkbar, warum er sich zum Tausch entschließt. Eine dynamische Betrachtung der gesellschaftlichen Wirtschaft vermag darum in Preisen keine Äquivalente zu sehen.

d) Das Geld als Gegenstand subjektiver Bewertung.

Ferner ist die subjektive Wertschätzung durchaus nicht auf solche Dinge oder Leistungen beschränkt, die „brauchbar im Sinne der Technik" sind. Auch abstrakte Werteinheiten, also z. B. Geld in Girobuchung, werden geschätzt. Nur insofern unterscheidet sich das Geld von anderen Gegenständen der Bewertung, als es — abgesehen vom Geizhals — nicht unmittelbar ein Bedürfnis befriedigt. Das Geld nützt wie alle anderen, auch die technisch brauchbaren Kostengüter, nur mittelbar durch die Waren oder Leistungen, die sich der Wirtschaftende mit ihm kauft. Die „abstrakte Werteinheit" (das Geld) wird also nach ihrem mittelbaren Nutzen, nach ihrer Kaufkraft bewertet.

e) Der Begriff des wirtschaftlichen Gutes.

Viel ist über den Begriff des wirtschaftlichen Gutes gestritten worden. Für eine subjektive Auffassung des Tauschverkehrs kann doch m. E. darüber gar kein Zweifel bestehen. Wirtschaftliches Gut oder Wertgegenstand ist jeder Gegenstand der wirtschaftlichen Bewertung, mag er beschaffen sein, wie er wolle; mag man ihn beliebig benennen. Jedenfalls ist Geld Gegenstand der Bewertung wie jedes andere wirtschaftliche Gut.

Bendixen braucht den technischen Gutsbegriff für seine materialistisch aufgefaßte Geldschöpfungslehre. Der Rückgriff auf die Schätzungen der Einzelnen würde ihn um sein Ergebnis bringen, weil er nicht über eine genügende subjektive Preistheorie verfügt. Das beweisen die Gründe, die er weiter gegen die Werttheorie im allgemeinen anführt. In diesem Widerspruch unklarer Gedanken übertrifft Bendixen sogar seinen Meister Knapp. Er sagt: Geld ist Wertnenner, abstrakte Werteinheit und kann daher „begrifflich" nicht Gegenstand des wertenden Gedankens sein. Abstrakte Werteinheiten entziehen sich der Wertung.[19]) Das Geld ist kein Gegenstand schwan-

[19]) Bendixen 1912, S. 22–24.

kender Bewertung. Es wird als Einheit empfunden, über deren Wert sich keiner Gedanken macht. Es hat nur einen abgeleiteten, nicht einen eigenen Wert.[20]) Die psychologische Wertung des Geldes besteht nur in den Köpfen der Werttheoretiker.[21])

f) Der Tauschwert oder die Kaufkraft des Geldes im objektiven Sinne.

Auch gegen den Tauschwert oder die Kaufkraft des Geldes wendet sich Bendixen wie Knapp, obwohl er selbst von Kaufkraft und Entwertung des Geldes im objektiven Sinne spricht. Was wir Geldwert nennen, ist eine Reflexvorstellung, die sich bildet aus allen uns bekannten Preisen. Es ist kein Begriff, sondern ein unklares Bild.[22])

Schon Knapp gegenüber habe ich ausgeführt, daß ich Tauschwert und Kaufkraft objektiv aufgefaßt, für unbrauchbare Begriffe halte. Dennoch sind diese Begriffe, subjektiv aufgefaßt, zur Erklärung der Preise aus subjektiven Schätzungen m. E. nützlich, ja unentbehrlich.

g) Die Forderung des wertbeständigen Geldes.

Auch eine petitio principii führt Bendixen gegen die Werttheorie an. Alle — so meint er —, die wie er nach dem „klassischen Gelde" suchen, müssen eine wirtschaftliche Werttheorie ablehnen, wenn sie nicht den Glauben an ihr Ziel aufgeben wollen. „Wenn Geld eigenen Wert hätte, der dann wie alle Werte schwankender Beurteilung unterläge, wie könnte dann, was doch alle vom „vollkommenen" Geld fordern, die Preisbildung der Waren unbeeinflußt bleiben von der schwankenden Wertung des Geldes?"[23])

Alle stellen nicht diese Forderung an das Geld. Wer den Tauschverkehr aus subjektiven Wertschätzungen erklären will, muß annehmen, daß das Geld von den einzelnen Wirtschaftern verschieden geschätzt wird. Übrigens kann man diese Ansicht auch bei Bendixen finden. Wenn das Geld, wie er meint, den „abgeleiteten Wert"[24]) der dafür käuflichen Waren hat, so muß es wie die Waren schwankender Beurteilung unterliegen.

Außerdem lehnt Bendixen auch die Annahme eines wertbeständigen Geldes an anderer Stelle ab. „Der Ausdruck „wertbeständiges Geld" beruht auf der irrigen Annahme, daß das Geld ein Tauschgut sei und einen selbständigen Wert habe, während es doch nur den Wert der dafür käuflichen Dinge hat. Unter Wertbeständigkeit des Geldes versteht man den Zustand, daß die Warenpreise durch keine Fehler der Geldschöpfung nach oben oder unten beeinflußt werden."[25]) Hier wird also die objektive Kaufkraft des Geldes wieder zu Ehren aufgenommen.

---

[20]) Bendixen 1912, S. 25 und 33.
[21]) Bendixen 1912, S. 31.
[22]) Bendixen 1912, S. 26; ähnlich Bendixen 1908, S. 7 und Bendixen 1916, S. 93.
[23]) Bendixen 1912, S. 34; ähnlich S. 90 und 91.
[24]) Bendixen 1912, S. 12.
[25]) Bendixen 1912, S. 12.

h) Das Geld in der nationalen Bilanz.

Den merkwürdigsten Grund für die Ablehnung der Werttheorie liefert doch wieder die volkswirtschaftliche Betrachtungsweise:

„Für die nationale Bilanz ist das inländische Papiergeld einfach nicht in der Welt, und nur das gemünzte Geld bildet ein Aktivum nach seinem Metallwert."[26])

Bendixen hat bei diesem Satz wohl an die Ausführungen gedacht, die Knapp über die allgemein beliebte Ware Gold im ausländischen Verkehr mit Goldwährungsländern macht. Selbstverständlich kann aber auch durch Kredit, der einem Ausländer in Papiergeld, Wechseln oder Giroumschreibungen usw. gegeben wird, eine Forderung des Inlandes gegen das Ausland, also ein Aktivum in der nationalen Bilanz, entstehen. Wie diese volkswirtschaftliche Betrachtung gegen die Werttheorie überhaupt angeführt werden kann, ist mir daher unverständlich.

Damit ist die Kritik der Geldschöpfungslehre Bendixens und seiner Stellung zur Wertlehre in seinen bisher erwähnten Schriften abgeschlossen.

B. Die praktischen Vorschläge Bendixens.

I. Die Schlüsse aus der Geldschöpfungslehre.

Aus seiner Geldschöpfungslehre folgert Bendixen für die Währungspolitik, man solle sich so viel als möglich der Banknoten und des Giralgeldes auf Grund diskontierter Warenwechsel bedienen. Die Gründung des gesamten Zahlverkehrs auf den Giroverkehr der Zentralbank erscheint ihm als „Gipfel der Vergeistigung des Geldes."[27])

Negativ stellt er folgende Leitsätze auf:[28]) Kein neues Geld ohne neue Waren! Kein neues Geld auf Lagerscheine unverkaufter Waren! Kein neues Geld auf Finanzwechsel und stehende Kapitalien! Kein neues Scheidegeld, keine neuen Reichskassenscheine; denn sie steigern die Preise, da ihnen in der Volkswirtschaft keine Gegenwerte entsprechen. Keine Gewinne aus der Geldschöpfung; denn diese bedeuten eine „unmerkliche Entwertung des Geldes". Nur der Bedarf des Verkehrs soll über die Geldschöpfung entscheiden. Darum soll die Geldquelle von den Staatsfinanzen unabhängig sein.

Neben der Pflicht, jede Geldschöpfung zu vermeiden, die nur den finanziellen Wünschen des Staates, nicht aber dem Bedarf des Verkehrs entspricht, erkennt Bendixen eine positive Geldschöpfungspflicht des Staates.[29]) Der Produzent hat gegen die Gesellschaft einen An-

---

[26]) Bendixen 1916, S. 98.
[27]) Bendixen 1912, S. 19.
[28]) Bendixen 1908, S. 32, 37, 47, 49; Bendixen 1912, S. 13, 54; Bendixen 1916, S. 58.
[29]) Bendixen 1908, S. 35 und 1916, S. 81.

spruch auf Kredit. Das Geld ist ja nach Bendixen eine Legitimation auf Gegenleistung.[30])

Oben schon habe ich ausgeführt, daß eine Geldschöpfung, der keine wirtschaftlichen Leistungen und Berechnungen zu Grunde liegen, die subjektive Kaufkraft des Staates und seiner Lieferanten leicht künstlich steigert. Ähnlich können die subjektiven Wertschätzungen durch übermäßigen oder knappen Kredit so beeinträchtigt werden, daß die Preise sich auffallend ändern. In den politischen Forderungen stimme ich daher Bendixen zu, halte aber ihre mechanische Begründung für unzureichend.

Mit dem „Recht auf Kredit" ist die Bedeutung des Kredites für die Preistheorie nicht erschöpft. Die Preistheorie muß erklären, wie die Bewegungen in der Krediterteilung durch das Mittel der subjektiven Wertschätzungen auf die Preise wirken. Bendixens Ansicht über den Kredit unterscheidet sich übrigens von derjenigen von Proudhon, Mazel oder Owen.[31]) Diese haben versucht, mit dem Kredit die soziale Frage zu lösen. Bendixens „Recht auf Kredit" entspringt allein der Erkenntnis, daß auch der Kredit den „Parallelismus zwischen Ware und Geld" aufrecht erhalten muß, wenn das nationale Wirtschaftsleben nicht durch heftige Bewegung und übermäßige Steigerung der Preise Schaden nehmen soll.

II. Die Kritik der Goldwährung.

Zur Frage der Goldwährung äußert sich Bendixen entschiedener als Knapp. Er lehnt wie dieser die metallistische Begründung des Geldwertes ab, da der Metallgehalt erfahrungsgemäß unwesentlich sei. Überdies störe das Metallgeld „das Wertverhältnis der abzuwägenden Werte durch die Influenz seines eigenen Wertes". Die Pflicht der Reichsbank, die Noten in Gold einzulösen und alles Gold anzunehmen, dient nach Bendixens Ansicht nur dem Egoismus der Einzelnen, nicht dem Wohle des Volkes und soll darum aufgehoben werden.[32]) Die Rücksicht auf den Barvorrat und die Drittelbedeckung führt zur „Liquiditätsaktion", hemmt den Kredit und damit die Entwicklung der Volkswirtschaft.[33]) Eine Goldreserve kann den intervalutarischen Kurs nur heben, wenn Gold ins Ausland geschickt wird.[34]) Die Pflicht, Gold unbegrenzt anzunehmen, hebt den ausländischen Bergbau und verschlechtert die heimische Zahlungsbilanz.[35])

Entspricht der Goldeinfuhr keine Wareneinfuhr, so ist ein doppelter Grund für das Steigen der Preise gegeben.[36]) Die Notenaus-

[30]) Bendixen 1908, S. 34/35.
[31]) K. Diehl, P. J. Proudhon, II. Teil. Jena 1890, S. 176 ff. und S. 230 ff.
[32]) Bendixen 1916, S. 81.
[33]) Derselbe 1916, S. 40, 44, 46.
[34]) Derselbe 1916, S. 34, 37.
[35]) Derselbe 1916, S. 56.
[36]) Derselbe 1916, S. 63, 64.

gabe nach dem Grundsatz der Dritteldeckung ist vom Standpunkt des Parallelismus zu verwerfen; denn sie gewährleistet den notwendigen Parallelismus keineswegs.

Endlich weist Bendixen auf die Gefahr der Demonetisierung des Goldes in den großen Handelsstaaten hin. Dadurch würde dem Staate, der am längsten bei der Goldwährung verharrt, großer wirtschaftlicher Verlust entstehen, weil das Gold im Auslande seinen festen Preis verlieren und folglich stark entwertet werden würde.[37]) Die Wechselparität könne auch durch Devisenpolitik erzielt werden; Überschüsse der Reichsbank sollen dabei verwendet werden.[38])

Diesen währungspolitischen Ansichten Bendixens stimme ich im allgemeinen zu. Es ist ihm aber m. E. so wenig wie Knapp gelungen zu erklären, warum der Metallgehalt des Geldes entbehrlich ist. Das kann m. E. nur mit Hilfe einer lebendigen Preistheorie geschehen, welche die Wirkung objektiver Ursachen auf die Preise durch das Mittel der Wertschätzungen der Einzelnen beobachtet. Wie weit Bendixen noch von einer brauchbaren, gestaltungsfähigen Idee, wie Liefmann sie in seinem psychischen Ertragsgedanken bietet, entfernt ist, zeigen seine Gedanken zur Werttheorie. Bendixen hat die Blöße der Chartaltheorie im Streite mit der metallistischen Lehre durch seine Geldschöpfungslehre bisher nicht decken können.

C. Bendixens Fortschritte in der Schrift: „Das Inflationsproblem".

I. Neue Gedanken Bendixens zur Inflation.

Während die Geldschöpfungslehre Bendixens in seinen bisher erwähnten drei Schriften in einer verschwommenen, mechanischen Anschauung und folglich in unklaren Ausdrücken befangen ist, hat er in seiner neuesten Schrift: „Das Inflationsproblem"[39]) bedeutende Fortschritte gemacht. Wenn er „die Entstehung ungerechtfertigter Kaufkraft durch allzu ergiebige Handhabung der Notenpresse" für den Maßstab der Inflation hält,[40]) so bedeutet das eine Schwenkung zu Liefmann hin, dessen Ansicht Bendixen vor dem Abschluß seiner genannten Schrift aus Liefmanns Aufsatz im Bankarchiv[41]) bekannt gewesen sein muß. Unverkennbar haben auch einige Gedanken von Heyn in dessen letzten Aufsätzen über die Wirkung des Kredits auf die Preise auf Bendixen Eindruck gemacht. Merkwürdig ist nun im höchsten Maße, daß Bendixen das Wertproblem noch immer nicht erkennen will.

---

[37]) Bendixen 1916, S. 52.
[38]) Derselbe 1916, S. 81 ff.
[39]) Bendixen, Das Inflationsproblem. Stuttgart 1917, Heft 31 der finanzwirtschaftlichen Zeitfragen, herausgegeben von Schanz und Wolf.
[40]) a. a. O. S. 5.
[41]) Bankarchiv vom 15. Juni und 1. Juli.

Wir betrachten zunächst, worin Bendixen in Übereinstimmung mit der hier vertretenen Ansicht das Wesen der Inflation erblickt. Mit Recht betont er, daß die Inflation nicht auf papierene Zahlungsmittel beschränkt ist, daß sie mit der Wahl des Geldstoffes grundsätzlich nicht zusammenhängt.[42]) Auch darin stimme ich ihm zu, daß die Vermehrung des Geldumlaufes nicht als Inflation zu bezeichnen ist, wenn sie die Folge einer Preissteigerung ist, die ihrerseits nur in der stetigen Entwicklung des Wirtschaftslebens, nicht in unwirtschaftlicher Geldschöpfung ihre Ursache hat. Der Plan, eine solche natürliche Steigerung der Preise durch beschränkte Notenausgabe zu hemmen, würde nur schädlich, in keiner Weise aber nützlich sein.[43])

Richtig umgrenzt Bendixen die Inflation als diejenige Geldvermehrung, die „neue Kaufkraft" bildet, „wobei die Frage, ob die neuen Zahlungsmittel notale oder girale Form haben, völlig gleichgültig ist".[44]) So erwähnt er die Beispiele, daß der Staat sich mit frisch gedrucktem Papiergeld oder mit Banknoten, die er sich gegen Finanzwechsel von der Zentralbank geben läßt, neue Kaufkraft schafft, „die mit der schon vorhandenen in Wettbewerb tritt".[45]) Da sich aber auch unklare Sätze über die Inflation bei Bendixen finden,[46]) so möchte ich noch einmal wiederholen, daß zwei Fälle zu unterscheiden sind.

Wenn die Notenbank das Geldbedürfnis solcher Leute, die ein Einkommen in Wechsel- oder Giroform *bereits erzielt* haben, mit Noten befriedigt, so entsteht damit keine zusätzliche Kaufkraft. Einkommen z. B., die in Giroform erworben worden sind, wechseln nur die Umsatzform. Darum braucht die Notenbank dieser Art der Notenausgabe kein eigenes Kapital zugrunde zu legen. Sie würde entsprechend den geringeren Selbstkosten einen kleinen Abzug berechnen, den dann die Preisentschlüsse berücksichtigen würden, oder aber diese Tätigkeit umsonst auf allgemeine Staatskosten ausüben. Das hat Bendixen erkannt, indem er die Notenausgabe gegen diskontierte Warenwechsel als „klassische" Geldschöpfung bezeichnete und diejenige gegen Finanzwechsel verwarf.

Anders liegt der Tatbestand, wenn die Notenbank einem Kunden Kredit gibt, der erst mit Hilfe der Noten ein Einkommen *in Zukunft erwerben* will. Erteilt sie ihm Kredit, ohne eigenes Kapital dabei zu verwenden, allein mit Hilfe der Notenpresse, so wird künstlich neue Kaufkraft geschaffen, die mit den wirtschaftlich entstandenen Einkommen am Markte in Wettbewerb tritt und die Preise unnatürlich steigert.

II. Mechanische oder psychische Anschauung?

Zustimmend erwähne ich, daß Bendixen die ziffernmäßige Menge der im Verkehr benötigten Zahlungsmittel und deren Umlaufs-

[42]) a. a. O. S. 13.
[43]) a. a. O. S. 27.
[44]) a. a. O. S. 30.
[45]) Daselbst.
[46]) a. a. O. S. 28, 31.

geschwindigkeit für Dinge hält, „die das volkswirtschaftliche Interesse kaum berühren und auf deren Überschätzung so manche Wirrsale der alten Geldlehre zurückzuführen sind".[47])

Eine Abkehr von seinen früheren, m. E. unklaren und spärlichen Ausführungen über den Parallelismus von Geld und Ware bedeutet der Satz: „Aber mechanisch darf man wiederum auch nicht die Entstehung der Preise erklären wollen."[48]) Die Quantitätstheorien gehen nach Bendixens Ansicht mit ihrer Erklärung fehl, wenn sie „ein mehr oder minder mechanisch wirkendes Kräftespiel zwischen der Menge des Geldes auf der einen Seite und der Menge der Waren auf der anderen Seite voraussetzen".[49]) — „In der verstärkten Nachfrage auf dem Warenmarkte — so hatten wir festgestellt — ist die Ursache der Preissteigerung („des sinkenden Geldwertes") auch bei Inflationen zu suchen."[50])

Wenn Bendixen danach die „ungerechtfertigte Kaufkraft" nicht sachlich als Geldmenge ansehen, wenn er die Wirkung der verstärkten Nachfrage auf das Angebot nicht mechanisch erklären will, so meine ich, es bleibe ihm nur ein anderer Weg. Er muß die Wirkung der Inflation, der künstlich entstandenen Kaufkraft, auf die Preise durch die Veränderung der subjektiven Preisentschlüsse erklären, wenn er nicht die Entstehung der Preise aus Angebot und Nachfrage rein objektiv-quantitativ, kurz mechanisch, ansehen will. Hier gibt es m. E. nur diese beiden Wege, zwischen denen jeder Wirtschaftstheoretiker wählen muß. Aber Bendixen lehnt beide Möglichkeiten ab, ohne eine dritte zu erkennen oder doch seinen Lesern mitzuteilen. „Metallismus und Geldwert-Theorie, die mit falscher Psychologie den Grund der Preissteigerung in einer Minderschätzung des Geldes suchen, gehen mit ihrer Erklärung ebenso fehl wie die Quantitätstheoretiker, . . ."[51]) Bendixen wiederholt dann seine alten Versuche, das Wertproblem im Tauschverkehr zu leugnen und mit Worten Erscheinungen aus der Welt zu schaffen.[52]) Dieses Verfahren muß ich als unwissenschaftlich bezeichnen. Vielleicht vermag der Leser das Rätsel zu lösen, wie Bendixen trotz seiner mechanischen Vorstellung des Tauschverkehrs, die er zwar selbst an anderen Stellen ablehnt, und trotz der Blindheit gegenüber dem Wertproblem die Inflation so zu verstehen vermochte.

Wenn Bendixen gegen Liefmann einwendet, er mache den verfehlten Versuch, „das Geld, diese höchst gesellschaftliche Einrichtung, vom Standpunkte der Individualwirtschaft aus zu erklären",[53]) so verkennt er Liefmann. Dieser weiß über das Geld als gesellschaftliche Erscheinung gerade deshalb viel mehr zu sagen

[47]) a. a. O. S. 31.
[48]) S. 34.
[49]) a. a. O. S. 28.
[50]) S. 28.
[51]) S. 28.
[52]) z. B. S. 18, 19, 20, 24, 26.
[53]) a. a. O. Vorwort.

als Bendixen weil er die gesellschaftlichen Verknüpfungen bis in die Einzelwirtschaften hinein verfolgte, die zusammen doch erst die Tauschwirtschaft bilden. Liefmann begnügt sich nicht damit, von Einzelerscheinungen zu reden, sondern er zergliedert sie und erklärt ihr Entstehen und ihren Wandel mit Hilfe eines Idealbildes der Einzelwirtschaft.

III. Beruht die amerikanische Teuerung auf Inflation?

In einem besonderen Abschnitt seiner genannten Schrift behandelt Bendixen „die große amerikanische Inflation".[54]) Ob in Amerika eine „Giralgeldinflation von sechs Milliarden"[55]) stattgefunden hat, vermag ich nicht nachzuprüfen, doch muß ich es bezweifeln. Wären wirklich sechs Milliarden kreditiert worden, ohne daß die Gläubiger Kapital dazu aufwendeten oder ohne daß die Schuldner ein Einkommen in Wechseln bereits erzielt hatten, so hätten die Preise in Amerika erheblicher steigen müssen. Auch von einer Goldinflation kann man nicht reden, wenn man nicht zwei verschiedene Ursachen der beschleunigten Preissteigerung vermengen will. Das eingeführte Gold hat die amerikanische Industrie wirtschaftlich und nicht kostenlos erworben, mögen auch die Kosten den erzielten Preisen gegenüber verhältnismäßig gering gewesen sein. Diese Geldschöpfung ist nicht künstlich, sondern wirtschaftlich.

Der wahre Grund der unstetigen Preisentwicklung liegt in der Tatsache, daß verhältnismäßig wenig Sachgüter des täglichen Lebensbedarfs auf dem amerikanischen Markte angeboten worden sind. Ein großer Teil der heimischen Produktivkräfte erzeugt Gegenstände des Kriegsbedarfs, für die sich in Amerika selbst keine Verbraucher finden. Die Ententeländer wenden ihre Produktivkräfte so überwiegend für den Krieg auf, daß sie Amerika nur verschwindend wenig Waren liefern können. Sie zahlen mit Gold und Effekten. Die amerikanischen Käufer treten also um ein geringeres Angebot im Wettbewerb auf und sind geneigt, je höher ihre Einkommen sind, desto höhere Preise zu zahlen. Diese Tatsachen erklären die Teuerung in Amerika ausreichend. Man wird dabei so wenig von einer Inflation reden können wie bei einer Teuerung, die durch Mißernte oder Verminderung der Produktivkräfte durch Heeresdienst hervorgerufen worden ist. Diese objektiven Ursachen unstetiger Preisentwicklung auf der Warenseite müssen m. E. scharf geschieden werden (auch begrifflich) von der Inflation, der Entstehung zusätzlicher Kaufkraft, die von der Geldseite her zur ungewöhnlichen Preissteigerung Anlaß gibt.

Die Teuerung in Amerika unterscheidet sich erheblich von derjenigen in Deutschland.

---

[54]) a. a. O. S. 36.
[55]) S. 40.

Bei uns hat die Krise dreierlei Ursachen:

1. Die Verminderung der Produktivkräfte durch den Krieg,
2. den bis auf weiteres konsumtiven Kredit des Reiches im Betrage von 50 Milliarden Mark,
3. eine Inflation, die sich in dem um 4,3 Milliarden vermehrten Notenumlauf vielleicht nur teilweise offenbart.

Endlich sei erwähnt, daß Bendixen häufig von einem Steigen des „Preisniveaus“[56]) redet. Wenn die Preise gleichmäßig in die Höhe gingen, wäre die Inflation ja gar keine soziale Gefahr. Die Preise können gar nicht gleichmäßig steigen. Sie können niemals wieder in ein gleiches Verhältnis zu einander treten wie vor Eintritt einer bestimmten Teuerung. Eben darum hat ja jeder Zeitabschnitt der Geschichte seine besonderen tauschwirtschaftlichen Eigenarten, woraus sich wieder die historisch bedingte Gültigkeit der national-ökonomischen Forschung ergibt. All' das versteht sich von selbst für die Ansicht, welche die Vermehrung der Einkommen nur durch die wirtschaftlichen Schätzungen der Einzelnen auf die Preise wirken läßt.

---

[56]) z. B. a. a. O. S. 27 und 35.

IV. Teil: Die Geldtheorie

von Otto Heyn.

Einleitung:

Chartalistische Gedanken bei Heyn schon vor Knapp.

Lange vor Knapp hat Otto Heyn die metallistische Geldtheorie abgelehnt und die Fähigkeit des Papiergeldes, seine wirtschaftlichen Aufgaben zu erfüllen, mit dem Hinweis auf das Wirken des Staates erklärt. Mit Recht beruft er sich neuerdings darauf.[1]) Den Wert des Papiergeldes und des Metallgeldes hält Heyn für gleich unabhängig vom Metall das im Metallgelde enthalten ist.[2]) Er lehnt es ab, den Wert des Papiergeldes als eines Kreditgeldes damit zu begründen, daß es im Metallgelde einlösbar sei, oder doch im geschichtlichen Anschluß an dieses sich entwickelt hätte, daher eine Metallbasis besitze.[3]) Der Metallgehalt des Geldes kommt nach seiner Ansicht bei der Preisbildung nicht in Frage.[4])

Heyn hat kein so erschöpfendes System der rechtsgeschichtlichen Tatsachen des Geldwesens gegeben wie Knapp. Aber wir finden doch bei ihm eine Reihe von Erkenntnissen, die ein gutes Teil des Knappschen Werkes vorausgenommen haben. So hat er z. B. vor Knapp betont, daß es kein internationales Geld, sondern nur Landesgeld gibt, weil die Gesetze nur innerhalb der Grenzen des Staates gelten. Gold ist kein internationales Geld, in dem der Preis eines Landesgeldes ausgedrückt werden kann. Vielmehr wird der Preis des Goldes, wie derjenige jeder anderen Ware, immer im Landesgelde irgendeines Staates berechnet.[5]) Bei offener Goldwährung gibt das Gesetz dem Golde einen festen Preis.[6]) Der Kurs zweier Währungen zueinander beruht grundsätzlich nicht auf der Münzparität, sondern auf den Zahlungspflichten und Forderungen, die sich aus dem gesamten Geschäftsverkehr zwischen beiden Ländern ergeben. Die Wechsel im auswärtigen Handel lauten auf Währungsgeld am Zahlungsort, nicht auf Gold. Auch in geprägter Form kommt das Gold nur als Ware

---

[1]) Conrads Jahrb. 106, S. 776.

[2]) Heyn, Irrtümer auf dem Gebiete des Geldwesens. Berlin 1900. S. 9, 83; Zeitschr. f. Soz. 32. Heyn, Der Goldschatz der Reichsbank und seine Bedeutung im Krieg und nach dem Krieg; Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1916, S. 17.

[3]) Heyn, Papierwährung mit Goldreserve für den Auslandsverkehr. Berlin 1894. S. 27, 41. Conrads Jahrb. 106, S. 785.

[4]) Heyn, Irrtümer usw. S. 11. Conrads Jahrb. 106, S. 785.

[5]) Heyn, Papierwährung usw. S. 41, 52. Derselbe, Irrtümer usw. S. 27. Conrads Jahrb. 106, S. 785.

[6]) Heyn, Papierwährung usw. S. 57, 59. Conrads Jahrb. 106, S. 785.

ins Ausland, aber als Ware mit festem Preis, wenn das Ausland ebenfalls offene Goldwährung besitzt.[7]) Daher kann der Kurs zwischen zwei Ländern mit Goldwährung nur zwischen einem oberen und einem unteren Goldpunkte pendeln, vorausgesetzt, daß die Zahlungsbilanz des in Betracht kommenden Landes auf der Basis des von ihm gewählten Parikurses (im Durchschnitt) dauernd zum Ausgleich gebracht werden kann.[8])

Wer diese Gedanken mit Knapps Schriften vergleicht, wird mit mir die Ansicht teilen, daß gerade manche wertvolle Erkenntnis der „Staatlichen Theorie des Geldes" von Heyn bereits früher veröffentlicht worden ist. Es lassen sich noch mehr Belege dafür anführen. Knapp erwähnt Heyn mit keinem Worte.

I. Die Theorie des Tauschverkehrs bei Heyn.

In der Tat bestehen auch wichtige Unterschiede zwischen beiden. Im Gegensatz zu Knapp und Bendixen hat sich Heyn eingehend mit der Theorie des Tauschverkehrs beschäftigt. Heyn ist m. E. nicht, wie Liefmann sagt, „nur Geldtheoretiker". Die Preistheorie fehlt ihm keineswegs.[9]) Aber die große Mehrzahl seiner Schriften behandelt die Geldtheorie, und es ist merkwürdig, wie Heyn darin seiner eigenen Preistheorie widerspricht. Der Vergleich der Preistheorie Heyns mit seiner besonderen chartalistischen Geldtheorie und seinen Vorschlägen zur Währungsfrage soll uns näher beschäftigen und das Verständnis für die hier vertretene Ansicht vertiefen.

Die „Theorie des wirtschaftlichen Werts" von Otto Heyn und sein Aufsatz über „die Wertschätzung bei der Preisbildung" in der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft[10]) (1901) sind bisher wenig beachtet worden.[11]) Obwohl ich in wichtigen Punkten von Heyn abweiche, finde ich doch bei ihm Gedanken, die einen brauchbaren Unterbau für die Geldtheorie bieten und m. E. Liefmanns Ansicht in manchen Punkten nahekommen.

A. Die „Theorie des wirtschaftlichen Werts".

Da zwischen der „Theorie des wirtschaftlichen Werts" und der „Wertschätzung bei der Preisbildung" Unterschiede bestehen, die Heyn besonders betont, so trennen wir beide bei der Besprechung. Die Frage, welche Unterschiede bestehen, ob Heyn sie richtig einschätzt, bespreche ich später, wenn wir die „Theorie des wirtschaftlichen Werts" kennen gelernt haben.

[7]) Heyn, Papierwährung usw. S. 52–63. Derselbe, Irrtümer usw. S. 30, 36, 39. Derselbe, Unser Geldwesen usw. S. 24.

[8]) Heyn, Unser Geldwesen usw., S. 24.

[9]) Siehe Liefmann über Heyn in „Geld und Gold". Stuttgart 1916. S. 197.

[10]) Heyn hat seine werttheoretischen Gedanken kurz wiederholt in der Zeitschr. f. Sozialwissensch. 1913, S. 29–34.

[11]) Vergl. die Besprechung der „Theorie des wirtschaftlichen Werts" von Karl Diehl in Conrads Jahrb. 1901 II, S. 420.

I. Der Wertbegriff.

Betrachten wir zuerst den Wertbegriff Heyns, um ihn abzulehnen. Der Zustimmung sei später Raum gegeben.

Heyns Definition des subjektiven wirtschaftlichen Wertes lautet: „Wert ist die Eigenschaft der Dinge, einem bestimmten Subjekte (in Wirklichkeit) Nutzen zu bringen."[12])

Heyn warnt vor der „Verwechselung des Wertes (für das Schätzungssubjekt) mit dem Urteil (des Schätzenden!) über den Wert".[13]) „Diese beiden Dinge sind aber natürlich ebenso verschieden von einander wie die Größe eines Dinges und das — richtige oder falsche — Urteil jemandes über diese Größe. In ihrer Verwechselung ist die Ursache der meisten Irrtümer über den Wert und die Erklärung dafür zu suchen, daß der Begriff des Wertes noch immer in ein „mystisches Dunkel" gehüllt ist.[14])

„Maßgebend für den Wert ist nach der hier vertretenen Ansicht der Nutzen der Dinge, wie er ist, nicht der Nutzen, wie er uns erscheint. Es kommt allein darauf an, daß die Dinge dem Schätzungssubjekte in Wirklichkeit Nutzen bringen, nicht darauf, ob das Schätzungssubjekt oder gar eine dritte Person, welche als sein Vertreter für ihn schätzt, annimmt, daß es so sei."[15])

„In der Tat, der Wert eines Dinges ist von unserer Meinung ganz unabhängig." Der Wert — so sagt Heyn — hafte den Dingen an.[16])

„In der Tat ist der Wert eines Dinges ebenso wenig ein Urteil, wie die Größe ein Urteil ist, oder die Farbe, die Nährkraft oder andere Eigenschaften der Dinge."[17])

Zweifellos besteht ein Unterschied zwischen der nützlichen Eigenschaft der Dinge und dem Urteil des Wirtschaftenden darüber. Die Wirkung der Dinge kann sich aus physiologischen Gründen verändern, das Urteil darüber kann sich als irrig erweisen. Es handelt sich bei diesem subjektiven Wert, der gleich der nützlichen Wirkung für ein Subjekt ist, eben um eine der objektiven Grundlagen der wirtschaftlichen Entschlüsse. Das hat Heyn selbst erkannt. In einem späteren Aufsatz (1912) sagt er: „Es würde richtiger sein, hier statt von subjektivem Wert von der objektiven Grundlage dieses subjektiven Wertes zu sprechen. Diese Ausdrucksweise würde aber leicht zu Mißverständnissen und Verwechselungen Veranlassung geben."[18])

Diese Befürchtung hegt Heyn wohl deshalb, weil er mit dem objektiven Wert noch einen anderen Begriff verbindet.

---

[12]) Heyn, Theorie des wirtschaftlichen Werts. I. Berlin 1899. Derselbe, Die Wertschätzung bei der Preisbildung; Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 1901, S. 92.

[13]) Heyn a. a. O. S. 73.

[14]) Heyn, Theorie des wirtschaftlichen Werts usw. S. 4.

[15]) Derselbe, a. a. O. S. 72, ähnlich 84.

[16]) Derselbe, a. a. O. S. 74.

[17]) Derselbe, a. a. O. S. 85.

[18]) Heyn, Erfordernisse des Geldes. Leipzig 1912, S. 9, Anmerkung 1.

„Der Unterschied zwischen objektivem und subjektivem Werte liegt also nicht darin, daß beim objektiven Werte ein objektiver, beim subjektiven Werte ein subjektiver Maßstab angelegt wird, sondern darin, daß der objektive Wert nur auf die Fähigkeit, Nutzen zu bringen Bedacht nimmt, während der subjektive Wert voraussetzt, daß in Wirklichkeit Nutzen gebracht wird."[19])

M. E. sind diese beiden Wertbegriffe Heyns, der subjektive wie der objektive Wert abzulehnen, weil sie zu sehr an den Stoff gebunden sind. Der Tauschverkehr läßt sich nicht durch Eigenschaften der Dinge und ihre physischen Wirkungen erklären. Der objektive Wertbegriff Heyns ist sogar als objektive Grundlage der wirtschaftlichen Entschlüsse für uns unbrauchbar. Die Eigenschaft der Dinge kommt nur in Bezug auf den Menschen überhaupt in Frage. Unsere Aufgabe ist es, in den mannigfachen wirtschaftlichen Entschlüssen, die zum Tausche und zur Produktion führen, gedanklich eine Einheit zu erkennen. Diesen Entschlüssen liegen objektive Tatsachen zu Grunde; das Einkommen, die Arbeitsfähigkeit, die Eigenschaften der begehrten Dinge u. a. m. entscheiden aber nicht selbst. Der wirtschaftende Mensch bildet sich ein Urteil über sie und entschließt sich danach. Stellt sich diese Meinung nachträglich als Irrtum heraus, so hat das auf den abgeschlossenen Tausch keinen Einfluß mehr. Der „sachliche Effekt"[20]) ist nur der Gegenstand, nicht aber die treibende Kraft des Tauschverkehrs. Ein Wertbegriff, der an den sachlichen Effekt anknüpft, vermag das Wertverhältnis von Leistung und Gegenleistung beim Tausche und vollends das Zustandekommen des Tausches nicht zu erklären. Austauschbeziehungen, Wertverhältnisse der Dinge und Leistungen zueinander bestehen nur durch das Mittel der Entschlüsse und Schätzungen der wirtschaftenden Menschen und sind ohne diese, rein objektiv, gar nicht denkbar. Die Wirtschaftenden „vergleichen" aber nicht nach einem absoluten Maßstabe des „sachlichen Effekts", sondern versuchen, mit möglichst geringer Einbuße einen möglichst großen Ertrag an Wohlbehagen zu erzielen. Der Wert als „Effektivwert" läßt sich gar nicht „in seiner wahren Größe feststellen", wie Heyn meint.[21])

Darum fasse ich den Wert — im Gegensatz zu Heyn — als Urteil der Wirtschaftenden auf, ohne zu übersehen, daß dieses Urteil auf objektiven Grundlagen beruht und sich mit diesen ändert. Da aber die Schätzungen der Einzelnen ganz verschieden ausfallen, und sich aus der Wirkung der Dinge die Tauschverhältnisse am Markte noch nicht erklären lassen, so fasse ich grundsätzlich die sachlichen Grundlagen der Wirtschaft nur als mittelbare, und allein die Wertschätzungen als unmittelbare Ursachen des Wertes auf.

---

[19]) Heyn, Theorie usw. S. 66.
Derselbe, a. a. O. S. 118, Anmerkung.
[20]) Derselbe, Theorie usw. S. 118, Anmerkung.
[21]) Derselbe, Theorie usw. S. 4.

Mit anderen Worten: Ich nehme den Standpunkt über den objektiven Grundlagen der Wirtschaft ein. Das tut ja übrigens auch Heyn. Auch er hält das Streben nach „möglichst viel generellem Wohlbehagen" für den „Hauptzweck"[22]) und die treibende Kraft des Wirtschaftslebens. Er will auch den Begriff des Wirtschaftens nicht auf die Beschaffung von Sachgütern beschränken.[23]) Seine Theorie ist, abgesehen von dem sachlichen Wertbegriff, den Heyn an vielen Stellen selbst aufgibt und eigentlich nur aus Prinzip festhält, wirklich subjektiv. Aber man kann in der Werttheorie doch noch gründlicher als Otto Heyn den subjektiven Standpunkt vertreten, wenn man nicht zur Bedingung des Wertes macht, „daß das geschätzte Ding dem Schätzungssubjekt in Wirklichkeit Nutzen bringt".[24]) Darüber später noch mehr, wenn ich die Werttheorie von Heyn dargestellt habe.

Heyn hält den Nutzen für den einzigen Faktor des Wertes.[25]) Dem Nutzen als Zweck des Wirtschaftens steht die Nutzeinbuße als Kostenaufwand gegenüber. Es werden nicht Äquivalente getauscht, sondern eine Spannung zwischen Nutzen und Kosten, ein Ertrag, wird angestrebt.[26]) Wenn Heyn in späteren Schriften von Äquivalenten im Tauschverkehr und vom „Vergleichen" der Werte spricht, so ist das nur eine ungenaue Ausdrucksweise.[27])

II. Das Zustandekommen der Preise.

Da Heyn nicht die Vorstellung des Äquivalententausches hat, so erklärt er sich auch nicht das Zustandekommen des Preises durch Gegenüberstellung von Geldmenge und Warenmenge als gegebenen Größen. Treffend führt er darüber aus:

„Der Preis bildet sich bekanntlich aus Angebot und Nachfrage. Das ist aber nicht so zu denken, wie man wohl annimmt, daß Angebot und Nachfrage je als Ganzes einander gegenübertreten, und daß sich dann ohne weiteres ein einheitlicher Preis bildet auf derjenigen Basis, auf welcher die zu diesem Preise oder billiger angebotenen Mengen Ware die zu diesem Preise oder teurer nachgefragten Mengen Ware decken. So ist es nur dann, wenn von oben eingegriffen wird, wie z. B. bei der amtlichen Kursfestsetzung der Kassapapiere an der Berliner Effektenbörse. . . . .[28]) Auf freiem Markte kommt das nicht vor. Hier bildet sich der Preis in der Weise, daß die Verkäufer (aus denen sich das Angebot zusammensetzt) oder die Käufer (deren Gesamtheit die Nachfrage darstellt) einzeln entweder ein ihnen

[22]) An vielen Stellen, z. B. a. a. O. S. 116, 118.
[23]) Heyn, a. a. O. S. 5, Anmerkung.
[24]) Zeitschr. f. Sozialwissenschaft 1914, S. 161.
[25]) Heyn, Theorie usw. S. 93.
[26]) Derselbe, a. a. O. S. 95.
[27]) z. B. Erfordernisse usw. S. 25.
[28]) Dieser Praxis entspricht die Erklärung des Preises im Grundriß von Philippovich. 10. Auflage, S. 266.

gemachtes Tauschangebot akzeptieren, oder selbst ein Angebot machen, welches dann von anderen akzeptiert wird. Wenn die verschiedenen Preise, welche sich auf diese Weise bilden, einander dennoch ziemlich gleich sind, so erklärt sich dies daraus, daß jeder einzelne durch die Konkurrenz gezwungen wird, so zu verfahren, wie wenn wirklich in der vorher angegebenen Weise ein einheitlicher Preis zustande käme."[29])

III. Der Sparwert.

Heyn gründet seine Preistheorie nicht auf den Nutzwert, sondern auf den Sparwert. Ein Ding hat Sparwert, wenn es uns Einbuße an Zweckerreichung erspart und damit Nutzen bringt.[30]) „Entscheidend für den Wert (Sparwert) des geschätzten Dinges sind deshalb, je nachdem dasselbe eventuell ersetzt werden würde, oder nicht, entweder die Ersetzungskosten des günstigsten Ersetzungsmodus oder der Nutzen, den es selbst stiften würde."[31]) Kann der Zweck, dem ein Ding dient (also der Nutzen, den es stiftet), anderweitig ersetzt werden, ohne daß daraus irgendwelche Kosten (Nutzeneinbuße) erwachsen, so spart das betreffende Ding keine Einbuße an Zweckerreichung. Es hat also keinen Sparwert, obwohl es Nutzen stiftet.[32]) Die sogenannten freien Güter sind in der Regel ohne Kosten anderweitig ersetzbar und haben demnach keinen Sparwert. Da dieser allein für die Wirtschaft maßgebend ist, so haben also freie Güter keinen wirtschaftlichen Wert, obwohl sie Nutzwert besitzen.[33])

Mit Recht wendet sich Heyn gegen die Grenznutzen-Theoretiker und wirft diesen „subjektiven Theoretikern" einen objektiven Standpunkt vor.[34])

Die Seltenheit, die jene neben der Nützlichkeit für einen Faktor des Wertes halten, liegt ja im Sparwert inbegriffen. „Wenn ein Ding keinen Nutzen stiftet, so bringt uns sein Verlust an sich keinen Schaden, und wenn ein Ding nicht selten ist, so sind wir ja in der Lage, uns seinen Nutzen ohne Kosten anderweitig zu beschaffen."[35]) Da Heyn die Kosten auf Nutzeneinbuße zurückführt, kann er den Nutzen den einzigen Faktor des Wertes nennen.[36]) Selbst wenn die Seltenheit subjektiv aufgefaßt werden kann, wie v. Zwiedeneck sagt, so verbindet sich doch mit der Nutzeneinbuße eine bessere Anschauung. Sie verweist deutlich auf den individuellen Entschluß, die treibende Kraft des Tauschverkehrs, und auf das Streben, mit möglichst geringem Aufwand einen möglichst großen Überschuß des Nutzens über die Kosten (Ertrag) zu erzielen.

---

[29]) Zeitschrift f. d. ges. Staatswissensch. 1901, S. 536.
[30]) Heyn, Theorie usw. 1899, S. 36.
[31]) Zeitschrift f. d. ges. Staatswissensch. 1901, S. 554; ähnlich S. 552, 555, 557.
[32]) Heyn, Theorie usw. S. 38, Fall a.
[33]) Derselbe, a. a. O. S. 45, 59, 118.
[34]) Derselbe, a a. O. S. 40 und 37, Anmerkung.
[35]) Derselbe, Theorie usw. S. 67.
[36]) Derselbe, a. a. O. S. 17.

Übrigens liegt gerade bei der Geldtheorie die Gefahr nahe, die Seltenheit des Goldes objektiv aufzufassen, obwohl die vorhandene Menge den eigentlichen individuellen Goldbedarf, der nicht lediglich Bedarf nach Zahlungsmitteln ist, also den industriellen Goldbedarf, weit übertrifft.

IV. Die Frage nach der Ersetzlichkeit des eingebüßten Nutzens beim wirtschaftlichen Disponieren.

Besonders brauchbar wird Heyns Werttheorie durch den Gedanken der Ersetzlichkeit. Der Sparwert eines ersetzlichen Dinges wird dadurch bestimmt, daß es selbst uns Nutzen bringt, indem es prohibitiv wirkend, uns die mit den „Kosten der anderweitigen Beschaffung" seines Stiftungsnutzens verbundene Einbuße an Nutzen erspart."[37]) Durch die Prüfung der Ersetzlichkeit hängt die Schätzung aller Güter im Besitze eines Wirtschafters zusammen. Dem erwarteten Nutzen werden beim Tausche — natürlich auch bei den wirtschaftlichen Entschlüssen auf dem Gebiete der geschlossenen Hauswirtschaft — die Kosten gegenübergestellt. „Leicht sind sie (die Kosten an Nutzen) nur dann zu ermitteln, wenn die Dinge, welche die Ersetzung kostet, ihrerseits unersetzlich sind."[38]) Dann entsprechen sie dem Nutzen der Dinge selbst (siehe oben). „Das trifft aber nur selten zu. In der Regel sind die Dinge, welche die Ersetzung kostet, selbst wieder ersetzlich, und die Dinge, welche deren Ersetzung kosten würde, sind es ebenfalls, und so fort, bis entweder die Möglichkeit der Ersetzung aufhört, was nicht selten erst mit dem Tode des Schätzungssubjektes geschieht, oder bis der Vorteil derselben schwindet, weil ihre Vornahme mehr an Nutzen kosten würde, als die Einbuße desjenigen Nutzens, den das nun unersetzt bleibende Ding „gestiftet" hätte, und der deshalb diesem verloren geht." Würde man die Kosten der Ersetzung bis ans Ende verfolgen, so würde schließlich der Grenznutzen aller verfügbaren Kostengüter zu ersetzen sein.

V. Kritik einiger Einzelheiten der „Ersetzungstheorie".

Ehe ich die Ersetzungstheorie Heyns — so möchte ich sie nennen — zusammenfassend würdige, mögen einige Einzelheiten kritisiert werden.

a) Sparwert und Kostenschätzung.

An einigen Stellen seiner Schriften überschätzt Heyn die Bedeutung des Sparwertes für die Theorie. So entgegnet er Liefmann: „. . . für den wirtschaftlichen Menschen kann niemals (!) das, was ihm ein Gut *leistet*, der Nutzen, den ihm ein Gut „gewährt", sondern nur der Nutzen, dessen *Einbuße* ihm das betreffende Gut

[37]) Heyn, Theorie usw. S. 55.
[38]) Derselbe, a. a. O. S. 96.

erspart, maßgebend sein."[39]) — „. . . nur dann, wenn ich den Sparnutzen des geschätzten Gutes mit dem Sparnutzen des aufzuwendenden Kostengutes vergleiche (?), kann ich zu einem richtigen Resultate gelangen."[40])

Keineswegs verkenne ich die Brauchbarkeit des Sparwertbegriffes. Ich halte es aber für überflüssig, den erstrebten Nutzen auf Sparnutzen, also auf die Kostenformel, umzudenken. Nach meiner Ansicht genügt es, daß man den Sparwert und damit die wirtschaftliche Ersetzlichkeit des Kostengutes erwägt und den Sparwert des Kostengutes dem erstrebten Nutzen gegenüberstellt. Nur der Nutzen des Kostengutes muß auf die Kostenformel gebracht werden. Daß das mit dem Sparwertbegriffe geschieht, scheint Heyn selbst nicht zu bemerken. Er trifft sich aber m. E. selbst mit dem Einwande, den er in folgenden Satz faßt: „Wenn aber Nutzen in Zweckerreichung besteht, und wenn Kosten Einbuße an Zweckerreichung sind, so müssen sich — entgegen Liefmann (Preistheorie S. 26) — Nutzen und Kosten ohne weiteres miteinander vergleichen lassen — ohne daß wir den Nutzen auf eine Kostenformel oder die Kosten auf eine Nutzenformel bringen."[41])

Tatsächlich bringt Heyn den erstrebten Nutzen auf die Kostenformel, wenn er den Sparwert des erstrebten Gutes (oder der erstrebten Leistung) dem Sparwerte des Kostengutes gegenüberstellt.

b) Absolute und wirtschaftliche Unersetzlichkeit.

Neuerdings unterscheidet Heyn zwischen absoluter und wirtschaftlicher Unersetzlichkeit (bzw. Ersetzlichkeit). Die für das Schätzungssubjekt vorhandene „absolute Unersetzlichkeit" sei durch die Seltenheit bedingt. Die „wirtschaftliche Unersetzlichkeit" (bzw. Ersetzlichkeit) werde „durch die Zwecke und Mittel des Schätzungssubjekts und durch sein Streben nach größtem wirtschaftlichen Vorteil bestimmt."[42])

Wenn ich mich gegen diese Unterscheidung wende, erinnere ich eigentlich Heyn an seine eigenen Gedanken. Gemessen am allgemeinen Wohlbehagen, das ja auch Heyn für den Zweck des Wirtschaftens hält, ist kein Nutzen absolut unersetzlich. Nur die wirtschaftliche Ersetzlichkeit hat m. E. für die Theorie des Tauschverkehrs Gewicht. Die sachliche Seltenheit als objektives Hindernis des Erwerbes wirkt nur durch die subjektive Kostenschätzung hindurch auf die Preisentschlüsse. Daneben wirkt die Seltenheit im Besitze, die aber schon durch die subjektive Kostenschätzung bedingt ist, bekanntlich dadurch auf die Nutzenschätzung, daß jede weitere Einheit eines Gutes (oder einer Leistung) ein geringeres Bedürfnis befriedigt und danach geringer geschätzt wird. Da die Seltenheit nur durch die subjektiven Schätzungen das Wirtschaftsleben beeinflußt, so haben wir nur die Frage nach der wirtschaftlichen Ersetzlichkeit zu beachten.

---

[39]) Zeitschr. f. Sozialwissensch. 1914, S. 165.
[40]) a. a. O. S. 170.
[41]) Zeitschr. f. Sozialwissensch. 1914, S. 167.
[42]) a. a. O. S. 162; ähnlich Heyn, Zeitschr. f. Sozialwissensch. 1913, S. 36, 37.

c) Gegebene Größen in der Theorie des Tauschverkehrs.

Heyn wendet sich gegen Liefmann, der es als einen Grund- und Kardinalfehler aller Wirtschaftstheoretiker bezeichnet, daß sie immer mit „gegebenen Größen" rechnen, während doch die wirtschaftliche Aufgabe darin bestehe: „festzustellen, wie viel Mittel aufgewendet werden".[43])

Dagegen sagt Heyn: „Die Arbeitskraft ist aber bei jedem Wirtschafter eine gegebene, wenn auch keine unveränderliche Größe. Ebenso sind die anderen Mittel, welche der Wirtschafter anwendet, um seine Zwecke zu erreichen, gegeben, wenigstens in ihrem Maximum."[44])

„Abgesehen hiervon findet er auf dem Markte immer bestimmte Größen vor, die er bei seinem Handeln in Betracht ziehen muß."

„Es ist also der Theorie kein Vorwurf zu machen, wenn sie stets mit gegebenen Größen operiert, sondern es ist bei der wirtschaftlichen Schätzung gar nicht anders möglich. Etwas ganz anderes ist es, wenn in der Preistheorie stets mit gegebenen Größen gerechnet wird. Das wird von Liefmann mit Recht getadelt."[45])

Ich glaube, daß es sich nur um die leider noch so viel geübte Teilkritik an Worten handelt, die nicht auf die Grundanschauung zurückgreift. M. E. sind die Ansichten von Heyn und Liefmann auch in diesem Punkte sich ähnlich. Dennoch gehe ich auf diese Sätze kurz ein und halte mich dabei an Liefmann.

Selbst wenn Einkommen, Arbeitskraft und Preise den Wirtschaftenden als gegebene Größen bekannt sind, so ist doch keineswegs ihre subjektive Schätzung, auf die es allein ankommt, ihm im voraus bekannt und gegeben. Sie kann sich aus mancherlei Anlaß verändern. Die Preistheorie ist ja dasselbe wie die Theorie der wirtschaftlichen Schätzungen. Darum ist es unmöglich, bei den Schätzungen mit gegebenen Größen zu rechnen, ohne es gleichzeitig bei der Preistheorie zu tun.

Damit ist die Ersetzungstheorie Heyns in der Hauptsache gegeben.

Die Arbeit als letzte Kosten der Ersetzung erwähnt Heyn nur an wenigen Stellen. Aber seine Theorie stellt hier der Vertiefung kein Hindernis entgegen. Nur um der Ergänzung willen möchte ich hinzufügen, daß die Kosten der Arbeit (an Wohlbehagen) von Null bis Unendlich wachsen. Die aufgewendeten Kosten werden durch Arbeit letzten Endes nur so lange ersetzt, als ein Überschuß an Nutzen im Ganzen vorhanden ist. Der Grenzertrag, den man sich mit dem gesamten Kostenaufwande verschaffen kann, muß noch begehrenswert erscheinen.

---

[43]) Zeitschr. f. Sozialwissensch. 1914, S. 251.
[44]) a. a. O. S. 251.
[45]) Zeitschr. f. Sozialwissensch. 1914, S. 252.

VI. Die Vorzüge der „Ersetzungstheorie".

Nun aber zurück zu Heyns „Ersetzungstheorie! Sie gibt eine brauchbare Anschauung vom wirtschaftlichen Disponieren. Es werden nicht mehr Leistung und Gegenleistung isoliert einander gegenübergestellt. Durch die Frage nach der Ersetzung aus dem Vorrat oder durch erneuten Kostenaufwand kommt zum Bewußtsein, daß die Wertschätzung eines Dinges oder einer Leistung von der Schätzung aller Nutzen und Kosten abhängt, die Gegenstand des Ertragstrebens sind. Dabei bietet die „Ersetzungstheorie" die Möglichkeit, bei den wirtschaftlichen Entschlüssen die ganze Lebensdauer zu berücksichtigen.[46]) Es erleichtert zwar die Erkenntnis des Tauschverkehrs und entspricht auch dem Leben, wenn man den Schätzungen Wirtschaftsperioden gedanklich zu Grunde legt. Aber die Ersetzung der Kosten bis ans Lebensende vollendet die Beweglichkeit der Anschauung. Es ist nicht zu leugnen, daß manche Schätzungen in mehrere Perioden übergreifen. Auch kann die einzelne Wirtschaftsperiode sich mit dem Augenblick der Gegenwart als Mittelpunkt in Gedanken bewegen, wie das Bild, das der Wanderer von der Landschaft empfindet.

Die Ersetzungstheorie ist nun für das tägliche Wirtschaften zu schwierig. Besonders bei der teilweisen Ersetzlichkeit lassen sich die Kosten kaum bis zu Ende erkennen und abschätzen. Heyn sieht das selbst ein und vereinfacht deshalb seine Theorie. Übrigens ist zu bemerken, daß Heyn diese Vereinfachung seiner Werttheorie für die Praxis erst besonders als „Lehre von der Schätzung des Werts" auffaßt und bezeichnet.[47])

VII. Die „Ersetzungstheorie" und die „Lehre von der Schätzung".

In seiner Theorie, soweit ich sie bisher besprochen habe, glaubt Heyn nur die objektiven Grundlagen des subjektiven Wertes behandelt zu haben.[48]) Nachdem er gezeigt hat, „1. was Wert ist (Begriffsbestimmung des Werts); 2. wann Wert vorhanden ist, m. a. W. welche Faktoren Vorhandensein und Größe des Werts bestimmen", will er nunmehr erklären, „wie man das Vorhandensein von Wert und dessen Größe feststellt, d. h. wie man den Wert schätzt".[49])

Heyn betrachtet den Wert als eine objektive Grundlage der Schätzungen. Er sieht auch in dem Sparwert und in den Kosten der Ersetzung einen sachlichen Effekt. Darum glaubt er, eine besondere Lehre von der Schätzung geben zu müssen.

M.. E. ist aber Heyns Werttheorie schon eine „Lehre von der Schätzung des Werts".[50]) Diese Ansicht möchte ich begründen, ehe ich fortfahre, Heyns Theorie darzustellen.

---

[46]) Heyn, Theorie usw. S. 117, 129.
[47]) Derselbe, a. a. O. S. 94.
[48]) Derselbe, Theorie usw. S. 94.
[49]) Derselbe, a. a. O. S. 4.
[50]) Heyn, a. a. O. S. 94.

Da Heyn den Begriff des Wirtschaftens nicht auf die Beschaffung von Sachgütern beschränken will, kann er eigentlich folgerichtig den Nutzen, der ja bei ihm mit dem Werte identisch ist, nicht allgemein als sachlichen Effekt bezeichnen. Was ist der sachliche Effekt eines Konzertes, für das ich eine Eintrittskarte kaufe, oder eines Ausfluges in schöner Umgebung, die ich nur mit der Bahn gegen einen Fahrpreis erreichen kann? Bereitet der Beitrag zu einem wohltätigen oder gemeinnützigen Zweck oder das reichliche Trinkgeld für einen Bediensteten dem wohlhabenden Manne einen „sachlichen Effekt"? — Das kann man nicht sagen. Sicher ist, daß in den angeführten Beispielen die Kosten einen Ertrag am allgemeinen Wohlbehagen gewähren. Das Wohlbehagen besteht in diesen Fällen nur in der Meinung des Schätzenden, nicht in einem „sachlichen Effekt".[51])

Unmöglich erscheint es mir auch, den Sparwert Heyns mit einer Wirkung in Wirklichkeit für identisch zu halten. Der Nutzen, der möglicherweise in Zukunft entstehen wird, ist doch noch keine Wirkung. Dadurch, daß der künftige Nutzen beim Tausch in Nutzeneinbuße umgedacht werden muß, damit er einem (besser mehreren) anderen erwarteten Nutzen gegenübergestellt werden kann, verliert der Sparwert vollends die Sachlichkeit und wird zu einem Urteil des Schätzenden.

Der Sparwert eines Dinges oder einer Leistung, die als Kosten veräußert werden sollen, richtet sich, wenn sie nicht ersetzt werden, nach ihrem Nutzen, der nun eingebüßt wird. Wenn die hingegebene Leistung ersetzt wird, so wird ihr Sparwert durch die Kosten der Ersetzung bestimmt. Da über die Frage, ob der eingebüßte Nutzen ersetzt wird oder nicht, das Ermessen des Wirtschaftenden entscheidet, so hängt der Sparwert auch in diesem Punkte von einer Schätzung ab.

Aus diesen Gründen halte ich Heyns „Ersetzungstheorie" für eine „Lehre von der Schätzung des Werts". Wollte er in seiner „Theorie des wirtschaftlichen Werts"[52]) nur die „objektiven Grundlagen des subjektiven Werts" behandeln, so ist er mit den Gedanken des Sparwertes und der Ersetzung der Kosten über die Grenzen, die er sich gesetzt hat, m. E. hinausgegangen. Ich erkenne in seiner „Lehre von der Schätzung" lediglich eine vereinfachte Form seiner „Ersetzungstheorie", die ich als Einheitsgedanken zur Erklärung des Tauschverkehrs besonders schätze, weil Heyn nicht von gegebenen Größen ausgeht und volle Dynamik ermöglicht.

B. Die „Wertschätzung bei der Preisbildung".

Bisher habe ich Heyn unter der Einschränkung im ganzen zugestimmt, daß ich unter subjektivem Wert nicht den „sachlichen Effekt", die Wirkung eines Dinges (oder einer Leistung) auf das Subjekt, sondern aus Gründen der Anschauung das Urteil des wirtschaftenden

[51]) Heyn, Theorie usw. S. 123.
[52]) Derselbe, Erfordernisse usw. S. 9.

Menschen über diese sachlichen Grundlagen der Wirtschaft verstehen möchte. Jetzt spricht Heyn selbst von Schätzungen und kommt mir damit näher.

I. Das Wirtschaften in Perioden mit Wirtschaftsfonds.

Das wirtschaftliche Disponieren — so meint er — erfolgt in der Praxis in Wirtschaftsperioden. Für die ganze Dauer dieses Zeitabschnittes wird ein „Fonds" bereitgestellt, der als „geschlossener Vorrat" betrachtet wird. Vom ganzen Vermögen wird der „Hausrat" abgesondert, da er nicht zum Erwerb bestimmt ist. Der Produzent scheidet noch besonders den „Produktionsfonds" vom „Haushaltungsfonds".[53]) Für die ganze Wirtschaftsperiode wird dann ein „Wirtschaftsplan" aufgestellt mit dem Ziele, „durch eine dementsprechende Verwendung unseres Vermögens unseren Hauptzweck, möglichst viel generelles Wohlbehagen zu besitzen, am besten zu erreichen".[54])

Die Bedeutung dieses Wirtschaftsplanes überschätzt aber Heyn m. E. in folgendem Satze: „Nach der Aufstellung einer solchen Disposition, eines solchen Wirtschaftsplans, brauchen wir bei allen unseren Erwerbsgeschäften, die in den Bereich der „Haushaltung" fallen, solange wir dem Plane gemäß verfahren, überhaupt keine Wertschätzung (!) vorzunehmen; denn dann sind wir ohnehin sicher, daß wir bei deren Vornahme am vorteilhaftesten verfahren."[55]) Diese Vorstellung ist doch zu steif, um dem Leben folgen zu können. Jeder Augenblick kann unerwartete Bedürfnisse wecken, so daß wir die Wertschätzungen ändern müssen. Die Abweichungen von unserem „Wirtschaftsplan"[56]) würden jedenfalls die geplanten Entschlüsse verhältnismäßig überwiegen. Bei den Abweichungen muß dann von neuem die Frage der Ersetzlichkeit aufgeworfen werden; die alten Schwierigkeiten, die der Wirtschaftsplan überwinden soll, stellen sich wieder ein.[57])

Heyn erkennt wohl, „daß die Erreichung des ersten Teils der unwichtigeren Zwecke sehr häufig mehr zur bestmöglichen Erreichung unseres Hauptzweckes beiträgt, als die Erreichung der letzten Teile der wichtigeren Zwecke (cf. Gossensches Gesetz der Bedürfnissättigung)".[58]) Für diese Tatsache muß die Theorie einen Leitsatz finden. Aber hier fehlt Heyn eine brauchbare Gedankeneinheit. Trotz des Disponierens am Einkommen in Geld[59]) hat er den Grundsatz der Auswahl — vollends bei der teilweisen Ersetzlichkeit — nicht klar geformt.[60])

---

[53]) Heyn, Theorie usw. S. 117, 118.
[54]) Derselbe, a. a. O. S. 119.
[55]) Derselbe, a. a. O. S. 119.
[56]) Derselbe, a. a. O. S. 121.
[57]) Derselbe, Theorie usw. S. 122.
[58]) Derselbe, a. a. O. S. 118.
[59]) Derselbe, a. a. O. S. 127.
[60]) Derselbe, a. a. O. S. 97, 102. Zeitschr. f. Sozialwissensch. S. 246, zweiter Fall.

Es zeigt sich, welche Dienste uns Liefmanns Gesetz des Ausgleichs der Grenzerträge in diesem Punkte zu bieten vermag.

Ein isolierter Tausch, bei dem nur zwei Dinge oder Leistungen gegeneinander geschätzt werden, kommt regelmäßig nicht vor. Darum ist ein Tausch noch nicht vorteilhaft, wenn er überhaupt einen Überschuß des Nutzens über die Kosten, einen Ertrag, in Aussicht stellt. Das hat Heyn an einigen Stellen übersehen,[61]) im allgemeinen aber erkannt. Wirtschaftlich günstig ist immer nur derjenige Tausch — oder allgemeiner: derjenige wirtschaftliche Entschluß — der in Anbetracht der gesamten aufwendbaren Kosten und erstrebtem Nutzen den größten Ertrag (Überschuß des Nutzens über die Kosten) verspricht.

Wir betrachten nunmehr, wie Heyn die Schätzung des Geldes in seiner Wert- und Preistheorie behandelt. Er kommt m. E. in diesen Ausführungen Liefmanns Geldtheorie nahe. Es wird sich aber zeigen, daß er in seinen späteren Schriften über Geldtheorie Gedanken vertritt, die ich nicht in Einklang mit seiner Preistheorie zu bringen vermag.

Nach Heyn richtet sich der Sparwert eines Kostengutes aus gegebenem Vorrat nach der Einbuße an Nutzen, die es erspart. Der Besitzer würde „im Falle der Veräußerung des geschätzten Quantums Ware auf die Ausnutzung einer anderen Verkaufsgelegenheit verzichten".[62]) Er büßt „die Ausnutzung derjenigen Verkaufsgelegenheit ein, welche als beste übrig bleibt, nachdem das letzte Stück seines Vorrats möglichst günstige Verwendung gefunden hat".[63]) Bei der Einbuße des Grenznutzens aus dem Vorrat handelt es sich um die Einbuße von Ersetzungskosten, „wenn derselbe (der Grenznutzen) ein anderer Nutzen ist als derjenige, den die Ware selbst stiften würde".[64])

II. Die Schätzung des Geldes.

Der „Haushaltungsfonds" oder das Einkommen an Geld für eine Wirtschaftsperiode wird als fest angesehen. Das Geld wird also als unersetzlich behandelt[65]) und als Vorrat geschätzt.[66]) Der Sparwert des Geldes wird — wie auch derjenige anderer Kostengüter — durch den Nutzen bestimmt, dessen Einbuße es nun erspart, und zwar durch den Grenznutzen des ganzen Vorrates.[67])

---

[61]) Heyn, Theorie usw. S. 98, 103.
[62]) Zeitschr. f. d. ges. Staatswissensch. 1901, S. 537, 545.
[63]) Zeitschr. f. d. ges. Staatswissensch. 1901, S. 547.
[64]) Zeitschr. f. d. ges. Staatswissensch. 1901, S. 555.
[65]) Heyn, Theorie usw. S. 128.
[66]) Zeitschr. f. d. ges. Staatswissensch. 1901, S. 557.
[67]) a. a. O. S. 558. Heyn, Theorie usw. S. 127.

Gleiche Mengen eines Geldvorrates, die „sich alternativ zu gleicher Zeit im Besitze desselben Schätzungssubjektes befinden", haben gleichen Sparwert.[68])

Ist das Geld ersetzlich, so richtet sich sein Sparwert nach den Kosten (an Wohlbehagen) der Ersetzung „auf dem Wege des Ankaufs (gegen Ware oder Leistung von Arbeit).[69]) Der Verlust von Wohlbehagen bei der Arbeit kann so groß werden, daß das Geld aus wirtschaftlichen Gründen nicht ersetzt wird".[70]) Bei dem Abschätzen von Ware und Geld können die Werte so weit analysiert werden, „bis sie auf generelles Wohlbehagen, welches den Gegenstand unseres höchsten Zweckes bildet, zurückgeführt sind".[71])

II. Heyns Geldtheorie in seinen rein geldtheoretischen Schriften.

Dieser Meinung über die Schätzung des Geldwertes steht die chartalistische Ansicht gegenüber, die Heyn in seinen rein geldtheoretischen Schriften vertritt. In seiner Wert- und Preistheorie betrachtet er nicht das einzelne Geldstück und die konkrete Nützlichkeit des Zahlungsmittels. Das Geld wird als Rechnungseinheit, als Teil des Einkommens (bzw. Vermögens) nach dessen Grenznutzen geschätzt. Schon aus diesem Grunde ist der Einfluß des Goldgehaltes auf den Geldwert abzulehnen. Für die Schätzung ist weiter ohne Belang, ob das Einkommen aus staatlichen Zahlungsmitteln, Wechseln, Schecks, Giroguthaben oder Effekten besteht. Richtig bemerkt Heyn in einer neueren geldtheoretischen Schrift: „Hätte der Staat den ihm zur Verfügung gestellten Kredit nicht auf dem Wege der Diskontierung von Schatzscheinen flüssig gemacht und in Geld umgewandelt, hätte er vielmehr seine Lieferanten usw. sofort mit Teilscheinen der Kriegsanleihe bezahlt, so wäre eine Vermehrung der Geldmenge nicht eingetreten, und doch hätten sich für die Preise (im wesentlichen) die gleichen Folgen ergeben."[72])

Bedenkt man weiter, daß es von den subjektiven Schätzungen abhängt, welche Geldumsätze mit einer gegebenen Menge gesetzlicher Zahlungsmittel vollzogen werden; daß ferner technische Verbesserungen des Zahl- und Kreditverkehrs (Scheck, Giro usw.) die Menge des wirtschaftlichen Geldes bei gegebener Menge gesetzlicher Zahlungsmittel erheblich vermehren können, so erkennt man das Wesen des Geldes

---

[68]) Heyn, Theorie usw. S. 99.
[69]) Zeitschr. f. d. ges. Staatswissensch. 1901, S. 557.
[70]) a. a. O. S. 559.
[71]) a. a. O. S. 559.
[72]) Heyn, Der Kursrückgang der deutschen Wechsel keine Folge einer Entwertung des deutschen Geldes; Conrads Jahrb. 106, S. 388.

in der abstrakten Rechnungseinheit. Diese abstrakte Rechnungseinheit ist eine gesellschaftliche Erscheinung; weil die Rechnungseinheit sich allgemein eingebürgert hat, schätzt sie der Einzelne. Sie bietet die Grundlage der individuellen Schätzung des Einkommens und somit der Kosten in der Einzelwirtschaft. Daß auch ein allgemeines Tauschmittel, das noch nicht gesetzliches Zahlungsmittel ist, bereits durch die Sitte zur abstrakten Rechnungseinheit vergeistigt werden kann, habe ich im ersten Teile meiner Arbeit ausgeführt.

Wie nahe Heyn auch dieser Ansicht in seiner Preistheorie zu stehen scheint, so weit entfernt er sich doch von ihr in seinen rein geldtheoretischen Schriften. Ich vermute, daß seine Schrift von 1894, in der er sich chartalistisch festgelegt hat, ihn verhindert, zur rein wirtschaftlichen Geldtheorie einzuschwenken.

A. Die Chartaltheorie bei Heyn.

Als Chartalist hält Heyn die Nützlichkeit des gesetzlichen Zahlungsmittels, seine Zahlkraft, für die Grundlage des Geldwertes.[73]) Er wendet sich gegen die Auffassung vom Gelde als einer abstrakten Rechnungseinheit, die bei Bendixen allerdings nicht erklärt wird, bei Liefmann aber aus der psychischen Anschauung des Tauschverkehrs geradezu zwingend folgt.

„Wenn das Geld solche ganz konkrete Nützlichkeit besitzt, ist es dann nicht doch etwas anderes als lediglich „abstrakte Werteinheit", einfaches „Rechnungsmittel", „Generalnenner?" (Heyn, Unser Geldwesen nach dem Krieg. Stuttgart 1916, S. 37).

Heyn vertritt die chartalistische Ansicht, daß der Staat als Geldschöpfer nicht auf das deklaratorische Gebiet beschränkt sei. Vermöge seiner Gewalt als Gesetzgeber verleiht der Staat den betreffenden Geldstücken, die an sich wie Papiergeld wertlos sein können, gesetzliche Zahlkraft. Für eine unabsehbare Menge vertragsmäßiger Geld- und Steuerschulden wird das Papiergeld brauchbar. Da der Staat andererseits das Geld möglichst teuer zu verwerten sucht, wird es auch kostspielig. Nützlichkeit und Kostspieligkeit sind aber die beiden einzigen Vorbedingungen dafür, daß ein Ding im Tauschverkehr einen Preis und damit Tauschwert, oder mit anderen Worten: „Kaufkraft" erlangt. Die Größe der Kaufkraft richtet sich „wie bei jedem anderen Gute" nicht nach dem Nutzen, sondern nach dem Preise, den die Anbieter fordern und die Nachfragenden geben wollen.

Das staatliche Notengeld tritt niemals unvermittelt ins Leben. Der Wertbegriff (z. B. die Mark), den das vollwertige Metallgeld

---

[73]) Für die folgende Darstellung vergleiche: Heyn, Papierwährung usw, S. 8, § 2 und S. 75. Derselbe, Conrads Jahrb. 106, S. 778, 779, 781. Derselbe. Zeitschr. f. Sozialwissensch. 1913, S. 39 und 592. Derselbe, a. a. O. 1916, S. 34. Derselbe, Unser Geldwesen usw. S. 13–16.

verkörperte, hatte einen ganz bestimmten Inhalt (z. B. 40 Weißbrötchen, 1 Pfund Fleisch). Der Staat wird deshalb bestrebt sein, das Notengeld so teuer abzugeben, wie das Metallgeld, „so hoch also, daß eine Mark Nominalwert einer Mark Effektivwert gleichkommt". Außerdem verpflichtet sich ja der Staat zur Annahme des Papiergeldes. „Solange das geschieht, haben aber auch andere Besitzer von Notengeld keinen Grund, dasselbe billiger abzugeben als früher."

Damit behält das Papiergeld im freien Verkehr bei fester Stimmung tatsächlich dieselbe Kaufkraft. Die Grundlagen des Geldwertes, Nützlichkeit (durch Zahlkraft) und Beschaffungskosten bleiben gleich. So gibt der Staat zwar dem Gelde keine bestimmte positive Kaufkraft, wohl aber die einzigen Bedingungen dafür, daß es sich im Tauschverkehr seinen Preis selbst erwirbt. Bei festem Vertrauen bleibt die Kaufkraft gleich, abgesehen von Änderungen auf der Warenseite. —

Auch in dieser gegenüber von Knapp wirtschaftlich erheblich vertieften Form ist gegen die Chartaltheorie manches einzuwenden.

Richtig ist, daß der Staat auch dem neu geschaffenen Papiergelde, dem keine wirtschaftliche Einnahme des Staates gegenübersteht, mit der gesetzlichen Zahlkraft zu einem Preise verhelfen kann. Gefährlich ist jedoch die Annahme, daß das künstlich entstandene Papiergeld tatsächlich die gleiche Kaufkraft erwirbt, wenn der Staat danach strebt, es so teuer abzugeben wie das bereits vorhandene Geld, und wenn das Publikum weiter zum Gelde Vertrauen hat.

Ist denn der Staat selbst bei festem Vorsatz in der Lage, das neue Geld so teuer abzugeben wie das alte? — Keineswegs immer! Solange die künstliche Vermehrung des Staatseinkommens durch die Notenpresse im Verhältnis zur Größe aller kauflustigen Einkommen verschwindet, werden die Preise sich nicht merklich ändern. Sobald aber der Staat sich mit einem bedeutenden künstlichen Einkommen ausstattet, um damit außerordentliche Bedürfnisse (z. B. zum Zwecke der Kriegsführung, der Verstaatlichung des Bodens, des Bergbaues usw.) zu befriedigen, so muß er notgedrungen höhere Preise zahlen. Muß der Staat im Wettbewerb um Leistungen und Sachgüter schon bei gleichbleibenden Produktivkräften höhere Preise bieten, so sieht er sich vollends dazu gezwungen, wenn in Kriegszeiten der Waffendienst Millionen kräftiger Arbeiter dem Wirtschaftsleben entzieht. Mag der Staat die Preise noch so scharf berechnen, er wird die Güter und Leistungen, die er sich kauft, doch höher schätzen als seine Ausgaben.

Das feste Vertrauen in das staatliche Geldwesen hemmt nicht die Veränderung der Preise und Einkommen, folglich der subjektiven Schätzung der Kaufkraft des Geldes, welche die künstliche Vermehrung des staatlichen Einkommens notwendig nach sich zieht. Das größere oder geringere Vertrauen spielt m. E. bei den Folgen, die eine künstliche Schöpfung zusätzlicher Kaufkraft auf die Preise ausübt, keine bewegende Rolle. Im Gegenteil wird das Vertrauen erst in dem Maße

erschüttert werden, als die künstliche Geldvermehrung durch die subjektiven Schätzungen auf die Preise und Einkommen gewirkt hat. Der Hinweis auf das Vertrauen ist ein sehr unklarer Ausdruck für die subjektiven Schätzungen des Geldes und ihren Einfluß auf die Preise. Daß die Rücksicht auf das Vertrauen Heyn gerade in neuerer Zeit veranlaßt hat, immer mehr praktische Folgerungen der nominalistischen Geldtheorie aufzugeben, werde ich später besprechen.

Richtig ist, daß das staatliche Papiergeld niemals unvermittelt ins Leben tritt. Es genügt aber nicht, seine Anlehnung nur bis zum vollwertigen Metallgelde zurückzuverfolgen. Dieses selbst hat der Staat ja nur im Anschluß an das gesellschaftliche Tauschmittel schaffen können. Ferner halte ich es für unzureichend, wenn Heyn den Nominalwert der Geldeinheit mit einem „Effektivwert" zu begründen sucht. Dieser „Effektivwert" ist nichts anderes als die objektive Kaufkraft des Geldes oder die unklare Vorstellung der Gesamtheit aller Preise im Verhältnis zur Geldmenge. Die Preise oder — wie Heyn sagt — der Effektivwert des Geldes sind aber gar keine selbständigen Erscheinungen. Sie sind die Folgen subjektiver wirtschaftlicher Schätzungen, die im gegenseitigen Wettbewerb zu Preisen führen. Dabei sind die Preise grundsätzlich so beweglich zu denken wie die subjektiven Schätzungen. Daß die Wirtschaftenden die Geldeinheit nicht nach einem Effektivwert, also einem beliebigen einzelnen Preise, schätzen, hat ja Heyn selbst in seiner Wert- und Preistheorie ausgeführt. Der Einzelne schätzt die Geldeinheit nach der Kaufkraft seines gesamten Einkommens, nach dessen Grenznutzen. Abgesehen von der möglichen Verschiebung der Bedürfnisse — die natürlich auch im Spiegel der Einkommenschätzung betrachtet werden kann — muß jede Veränderung der Einkommen auf den subjektiven Geldwert und die Preise wirken. Die Ursachen, welche die Einkommen ändern, können in der Natur des Wirtschaftslebens begründet oder künstlich sein. Bei gegebenen Preisen wird die Geldeinheit eines größeren Einkommens geringer geschätzt. Die subjektive Kaufkraft eines gleichen Einkommens wird bei höheren Preisen der erstrebten Dinge und Leistungen höher, bei geringeren Preisen geringer bewertet. Heyn hat Liefmann neuerdings entgegnet, nicht das Einkommen, sondern das Vermögen bilde die Grundlage der subjektiven Schätzung, des Geldes.[74]) Daß jemand, dem sein Vermögen ein Haus oder andere Bedarfsbefriedigung ohne weiteren Aufwand bietet, sein Einkommen entsprechend geringer schätzt, ist selbstverständlich. Er behält Einkommensteile für die Kosten geringerer Bedürfnisse übrig. Aus Gründen der Zweckmäßigkeit spreche ich dennoch weiter von Einkommen. Das Vermögen ist ja nur ein rechnungsmäßiger Begriff, der alle Güter im Besitz einer Person auf einen Geldausdruck bringt, ohne daß dabei an ihre Veräußerung gedacht wird. Dagegen

---

[74]) Heyn, Conrads Jahrb. Bd. 106, S. 388; Derselbe, Zeitschr. f. Sozialwissenschaft 1916, S. 34.

stellt das Einkommen die Kostengüter einer Wirtschaft (in Geld) dar, die während einer Wirtschaftsperiode der Befriedigung des Bedarfes dienen sollen. Für die Frage der Preisbewegung (rezipr. des objektiven Geldwertes) ist das Entstehen und Vergehen der Einkommen besonders wichtig. Nun ist jedes Vermögen bei seiner Entstehung Einkommen, aber nicht jedes Einkommen ist Vermögen.

Solange die größeren Einkommen wirtschaftlich erworben werden, bewegen sich die Preise verhältnismäßig ruhig. Die Kostenschätzungen der Käufer bilden noch immer eine Grenze. Alle wirtschaftlichen Einkommen hängen durch Schätzungen zusammen. Die natürliche Entwicklung der Preise, die mit jedem Augenblick allmählich fortschreitet, erfährt aber einen Stoß, wenn plötzlich künstlich geschaffenes Einkommen in bedeutendem Umfange am Markte erscheint. Je größer es ist, desto höhere Preise muß es im Wettbewerb mit den schon vorhandenen Einkommen bewilligen. Da seine Beschaffung keine Kosten verursacht hat, wird die Kostenschätzung seines Besitzers entsprechend gering sein.

Also nicht durch die Anlehnung an einen „Effektivwert", sondern durch die Verknüpfung der Rechnungseinheit mit Einkommen erwirbt sich neu geschaffenes Papiergeld Wertschätzung bei den Wirtschaftenden. Diese Schätzungen und folglich die Preise (oder reziprok ausgedrückt: die objektive Kaufkraft des Geldes) können gar nicht gleich bleiben, *wenn nun die Geldschöpfung die Einkommen verändert*; mag auch der Staat dem Gelde gesetzliche Zahlkraft verleihen und es möglichst teuer verkaufen, mag das Vertrauen des Publikums fest sein. Verschiebt der Währungswechsel die Einkommen nicht, so verursacht er auch keine unstetige Preisbewegung.

Gegen die Chartaltheorie ist endlich einzuwenden, daß sie die Nützlichkeit überschätzt, die in der Zahlkraft liegt. Bestehen auch Geldschulden und Verpflichtungen an den Staat in unübersehbarer Menge, so verwendet der Einzelne darauf doch nur Teile, zumeist geringe Bruchteile seines Einkommens. Wie soll er nun das übrige Geld schätzen, dessen Zahlkraft *in Wirklichkeit* nichts nützt, nach Heyns eigener Ansicht also von der Zahlkraft keinen Wert haben kann?[75]) Wie steht es weiter mit dem Gelde, das nicht in der Form des gesetzlichen Zahlungsmittels umgesetzt wird? Wechsel, Schecks und Umschreibungen sind doch offenbar auch nützlich. Der oberflächliche Satz, daß Nützlichkeit (durch Zahlkraft) und Kostspieligkeit die einzigen Vorbedingungen des objektiven Geldwertes seien, vermag über die offenbare Tatsache nicht hinwegzutäuschen, daß die Chartaltheorie den wirtschaftlichen Wert des Geldes aus subjektiven Schätzungen nicht erklären kann. Daß man mit der chartalistischen Ansicht den „Kreislauf des Geldes" und das gesellschaftliche Tauschmittel, das dem ersten staatlichen Gelde vorausgegangen sein muß, nicht verstehen kann, habe ich

---

[75]) Vergleiche Heyn, Theorie usw. S. 69: „ . . . , während tatsächlich Wert nur dann vorhanden ist, wen nun sein Ding in **Wirklichkeit** Nutzen bringt".

schon ausgeführt. Es ist mir in der Tat unbegreiflich, daß Heyn nach seiner Preistheorie dennoch bei der chartalistischen Geldtheorie beharrt. Das beweist mir, daß er in der Erkenntnis des Tauschverkehrs noch nicht sicher geht.

B. Die Wertveränderungen des Geldes.

I. Die Forderung der Wertbeständigkeit.

Heyn hat sich mit der Veränderung des Geldwertes besonders genau beschäftigt. Er lehnt die Forderung nach Wertbeständigkeit — dabei denkt er an den objektiven Tauschwert — des Geldes ab. Sie vertrage sich weder mit dem Interesse von Gläubiger und Schuldner,[76]) noch mit der Hauptaufgabe des Geldes, „den Verkehr lediglich zu vermitteln und durch den richtigen, den Veränderungen von Angebot und Nachfrage angepaßten Ausdruck der Preise der Produktion den Weg zu weisen, ..."[77])

Auch ich lehne mit Heyn die Forderung der Wertbeständigkeit des Geldes ab, glaube das aber weder mit dem Vorteile der Wirtschaftenden, noch mit der „Hauptaufgabe des Geldes" oder dessen volkswirtschaftlicher Funktion des Wertmaßes — wie sie bisher aufgefaßt wurde — begründen zu dürfen. Der Maßstab für die Möglichkeit einer Forderung darf nicht selbst eine Forderung, ein Zweck sein. Für die Wissenschaft gilt allein das Urteil der Erkenntnis der Erscheinungen. Das Verlangen nach der Wertbeständigkeit des Geldes hat unsere Wissenschaft also aus der Erkenntnis des Tauschverkehrs heraus abzulehnen.

II. Geldmenge, Krediterteilung und Geldwert.

Während der subjektive Wert des Geldes und seine Grundlagen, Zahlkraft, Kaufkraft und Beschaffungskosten veränderlich bleiben, erhebt Heyn gegen äußere Ursachen der Wertveränderung die Forderung nach Beständigkeit, nämlich gegen Geldüberfluß und Geldknappheit. Billiger Kredit wirkt wie Überfluß, teurer Kredit wie Mangel an Geld.[78]) Die Frage der Geldschöpfung — so sagt Heyn — löse sich für ihn in eine Frage der Krediterteilung auf.[79]) Vermehrung oder Verminderung des Geldumlaufes wirken nur mittelbar durch den Geld- und Effektenmarkt auf den Warenmarkt. Mit dem Zinsfuß sinken oder steigen die Kosten der Produktion, wird folglich das Warenangebot größer oder kleiner. Unter diesen Voraussetzungen erklärte Heyn 1900 die Quantitätstheorie für völlig kor-

[76]) Heyn, Irrtümer usw. S. 39.
[77]) Derselbe, Erfordernisse usw. S. 28.
[78]) Derselbe, Papierwährung usw. S. 37, 39. Derselbe, Irrtümer usw. S. 50—54. Derselbe, Unser Geldwesen usw. S. 12.
[79]) Derselbe, Unser Geldwesen usw. S. 45.

rekt.[80]) In neuester Zeit macht er ihr den Vorwurf, sie bezeichne das Mittel als Ursache, wenn sie die Preissteigerung auf Geldvermehrung zurückführe.[81]) Die Notenausgabe sei lediglich das Mittel der Kreditерteilung. Da sie leihweise dem Bedarf angepaßt wird, hält sich bei vernünftiger Handhabe des Kreditwesens „niemals mehr Geld als nötig im Umlaufe", ist also eine Inflation nicht möglich.[82])

Die Krediterteilung übt auf alle Wertschätzungen und Preise ohne Zweifel einen starken Einfluß aus. Dennoch faßt Heyn die Geldschöpfungslehre zu eng, wenn er sie völlig in eine Frage der Krediterteilung auflösen will. Er übergeht dann nämlich die künstliche Schöpfung neuen Geldes, die wegen ihrer großen Gefahren mit Recht von der Wissenschaft besonders beachtet worden ist. Diese künstliche Geldschöpfung wirkt keineswegs erst mittelbar durch den Geld- und Effektenmarkt, sie ist auch keine Folge der Krediterteilung schlechthin. Darum trifft Heyns Vorwurf gegen die Quantitätstheorie, sie bezeichne das Mittel als Ursache, wenn sie das Steigen der Preise auf Geldvermehrung zurückführe, doch nicht ganz zu.

Man darf darum auch nicht so allgemein sagen, Vermehrung oder Verminderung des Geldumlaufes wirke nur durch den Kreditmarkt. Wenn der Staat seinen außerordentlichen Finanzbedarf durch die Notenpresse (oder das Prägen und Ausbringen unterwertiger Münze) deckt, so wirkt diese Geldvermehrung unmittelbar durch seine Schätzungen und Preisentschlüsse und diejenigen seiner Lieferanten, nicht erst mittelbar durch den Kredit.

Welches ist nun der Maßstab für eine vernünftige Handhabe des Kreditwesens? Kann man gegen den Kredit als äußere Ursache der Veränderung des Geldwertes die Forderung nach Beständigkeit erheben?

Heyn wirft Liefmann vor, er gehe so wenig wie die Quantitätstheorie auf die letzte Ursache zurück, wenn er das Steigen der Preise mit dem Wachsen der Einkommen erkläre. Die letzte Ursache sei das Übermaß der Krediterteilung.

Zunächst ist das Übermaß an Kredit natürlich nicht der einzige Grund für das Steigen der Preise; es könnte sogar im Gegenteil mit den Kosten die Preise ermäßigen. Ferner frage ich: Welche Ursache hat denn die übermäßige Krediterteilung? — Wenn man so nach äußeren Ursachen der Wertveränderung des Geldes sucht, ist ein Ende nicht abzusehen. Aus der Entwicklung des Geldwertes in der Vergangenheit bis zurück in die unbekannte Zeit, da das allgemeine Tauschmittel sich einbürgerte, kann kein Augenblick, kein Mensch und kein Geschehnis in Gedanken gestrichen werden. Darum nehme ich mit Liefmann den Standpunkt über den objektiven Grundlagen des Wirtschaftslebens ein und betrachte alles in dem Spiegel der individuellen

---

[80]) Heyn, Irrtümer usw. § 9, insbesondere S. 72.
[81]) Derselbe, Unser Geldwesen usw. S. 41.
[82]) Derselbe, a. a. O. S. 40 und Heyn, Conrads Jahrb. Bd. 106, S. 388.

Schätzungen und wirtschaftlichen Entschlüsse. Da ist übermäßiger Kredit eben auf die sinkende Schätzung des Geldes bei den Kreditgebern zurückzuführen. Deren Einkommen waren so groß (subjektiv), daß sie das Sparen, die Kapitalbildung, dem augenblicklichen Verbrauche vorzogen. Das Einkommen ist die Grundlage des subjektiven Geldwertes in der Einzelwirtschaft, es ist die Grundlage der subjektiven Kostenschätzung, und von ihm hängen alle Entschlüsse mit ab. So ist es zu verstehen, wenn Liefmann die Preissteigerung aus der Einkommensteigerung erklärt. Dabei ist nicht an ein Steigen des Nominaleinkommens zu denken, sondern an den sinkenden Grenznutzen des Einkommens, der bei jedem verschieden ist. So kann man den übermäßigen Kredit sowohl als Ursache wie als Folge der Einkommensteigerung und der damit verbundenen wirtschaftlichen Schätzungen ansehen. Daraus erkennen wir, daß übermäßiger Kredit keineswegs immer zur Preissteigerung Anlaß gibt, sondern nur unter der Bedingung, daß er den Kreditnehmern große Einkommen vermittelt. Erzielt der Schuldner keinen Gewinn, so verliert der Gläubiger den Zins, ja sogar Teile seines Vermögens; es treten gar nicht neue, erhebliche Einkommen an den Markt, welche die Preise steigern können.

Es ist aber nicht richtig, solche Kreditwirtschaft der Wertbeständigkeit des Geldes zuliebe übermäßig zu nennen und gar eine Verteuerung des Kredits zu verlangen. Der einzige Maßstab für den Kredit ist der Vorteil aller Beteiligten. Wenn blühende Kreditwirtschaft die Preise steigert, so entspricht diese Entwicklung der Natur des Tauschverkehrs; sie ist das Ergebnis zahlloser wirtschaftlicher Schätzungen, wie jede andere Preisbewegung. Hemmender Eingriff würde mehr schaden, als eine natürliche Preisentwicklung durch Verschiebung der Einkommen jemals schaden kann. Der Maßstab für eine „vernünftige Handhabe des Kreditwesens" ist also das Einkommen, das sich der Schuldner mit wirtschaftlichen Mitteln erwirbt, mit dem er den Gläubiger befriedigt. Die Forderung, der billige Kredit möge die Beständigkeit des Geldwertes nicht gefährden, ist abzulehnen. Sie widerstrebt den Kräften des Tauschverkehrs.

Der Einfluß des Kredits auf den Geldwert wird erst dann bedenklich, unnatürlich, wenn ihm beim Gläubiger wie beim Schuldner kein wirtschaftlich erworbenes Einkommen zu Grunde liegt. Ein Beispiel dafür würde der Fall sein, daß eine Notenbank über ihre Einnahmen hinaus einem Staate gegen Finanzwechsel, denen kein wirtschaftliches Einkommen entspricht, Noten aushändigt.

Wie mit der Vermehrung, so verhält es sich auch mit der Verminderung der Geldmenge und der Kürzung der Notenausgabe. Nur wenn die Verminderung der staatlichen Zahlungsmittel und der Noten vorhandene *Einkommen* und *bestehende Darlehen vermindert*, ändern sich mit den Schätzungen die Preise. Darum spricht Liefmann der Geldverminderung faktischen Einfluß auf die Preise ab. Dagegen wendet sich Heyn: „Wenn wegen starken Goldexports die Kredite gekürzt und gekündigt werden und infolgedessen ein Preis-

sturz (?) eintritt, so ist der maßgebende Faktor nichts anderes als die Verminderung der Geldmenge bzw. der Menge des monetären Goldes, welche die Erteilung der sonst gewährten Kredite nicht zuläßt."[83])

Nein, der maßgebende Faktor für die Preisentschlüsse der Wirtschaftenden ist der knappe Kredit, der die Kosten verändert. Dabei bleibt sich gleich, warum der Kreditmangel entstanden ist. Die Kreditbeschränkungen des Staates zum Schutze des Goldschatzes nehmen m. E. auf die Natur des Tauschverkehrs keine Rücksicht, entspringen nicht wirtschaftlichen Schätzungen und Entschlüssen. Sie haben keinen wirtschaftlichen, sondern einen künstlichen Ursprung; denn sie würden ohne das Eingreifen des Staates nicht unbedingt eintreten.

Auch der intervalutarische Kurs wirkt nach Heyn mittelbar durch den Kredit auf den Tauschwert des Geldes. Tritt bei ungünstigem Kurs einer Goldwährung gegen ausländische Währungen Goldabfluß ein, so muß die Zentralbank den Goldschatz durch erhöhten Diskontsatz schützen.[84]) Die Entwertung des Geldes gegen ausländische Währung wird durch die gesamten Handelsbeziehungen bestimmt. Teurer Kredit und verminderter Geldumlauf steigern die Produktionskosten der Ausfuhrartikel und die Kurse der ausländischen Währung.[85]) Ungünstiger intervalutarischer Kurs, hoher Kurs der ausländischen Währung, bedeutet so wenig eine allgemeine Entwertung des Geldes gegen Waren im Inlande, wie der steigende Preis irgendeiner anderen Ware.[86])

III. Einfache und qualifizierte Geldentwertung.

In einer seiner letzten Arbeiten unterscheidet Heyn die einfache von der qualifizierten oder allgemeinen Entwertung des Geldes. Die Ursachen der einfachen Entwertung liegen auf der Warenseite; es sind: erhöhte Brauchbarkeit, verminderte Produktionskosten der Waren, verbesserte oder verminderte Sicherheit der Effekten, verstärkte Kaufkraft der Nachfragenden. Die Ursachen der qualifizierten Entwertung des Geldes liegen auf der Geldseite in übermäßiger Vermehrung der Geldmenge. Dazu kommt weiter das Mißtrauen als Ursache qualifizierter Entwertung; darüber erst später mehr.[87])

Diese Unterscheidung ist nicht glücklich. Heyn selbst gibt sie mit folgendem Satze auf: „Einer weiteren Analyse dieser höchst verwickelten Verhältnisse und einer generellen Entscheidung der Frage, wann es Ursachen auf der Geldseite, wann auf der Warenseite sind, die eine eingetretene Wertverringerung des Geldes herbeigeführt haben, bedarf es für unsere Frage nicht."[88])

Einer „generellen Entscheidung" dieser Frage bedarf es m. E. notwendig; sie ist Heyn eben nicht gelungen.

---

[83]) Heyn, Unser Geldwesen usw. S. 42.
[84]) Derselbe, Irrtümer usw. S. 21, § 7. Heyn, Erfordernisse usw. S. 15 ff.
[85]) Derselbe, Zeitschr. f. Sozialwissensch. 1916, S. 31.
[86]) Derselbe, Irrtümer usw. S 65. Derselbe, Unser Geldwesen usw. S. 31.
[87]) Derselbe, Conrads Jahrb. Bd. 106, S. 383, 384.
[88]) Derselbe, a. a. O. S. 386.

Heyn meint, nicht jede Geldentwertung und jede Vermehrung der Geldmenge sei bedenklich. Er wird es — wie ich vermute — für eine unschädliche, natürliche, ja günstige Entwicklung halten, daß in der Zeit von der Reichsgründung bis zum Juli 1914 viele Preise und Einkommen gestiegen sind und die Menge des Geldes im Umlaufe sich bedeutend vermehrt hat. Heyn wird das ohne Zweifel eine einfache Entwertung nennen, obwohl die Gründe dafür nicht allein auf der Warenseite liegen. Allerdings ist das Geld nicht übermäßig vermehrt worden. Aber welches ist denn der Maßstab für dieses Übermaß? Gerade diesen Maßstab hätte Heyn geben sollen. — Jedenfalls unterscheidet sich die einfache von der qualifizierten Entwertung nicht dadurch, daß sie durch die verstärkte Kaufkraft der Nachfragenden hervorgerufen wird. Wenn der Staat sein Einkommen mit der Notenpresse um Milliarden vermehrt — zweifellos Ursache genug zu qualifizierter Entwertung — so steigert das nur dadurch die Preise, daß er mit verstärkter Kaufkraft seine Nachfrage auf dem Markt wirksam macht. Übrigens spricht Heyn selbst vereinzelt und im Widerspruch zu sich selbst diese Ansicht aus (Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1916, S. 31 und Conrads Jahrb. Bd. 106, S. 384).

So bleiben von Heyns Unterscheidung eigentlich nur die Ausdrücke und die Ansicht übrig, daß es eine Preissteigerung gibt, die allmählich, ohne schädlichen Umsturz, sozusagen natürlich vor sich geht, und im Gegensatz dazu eine plötzliche, starke, umwälzende Preissteigerung, die auf künstliche Ursachen zurückzuführen ist.

Solange das neue Geld nur Mittel zum Zweck ist, solange es dazu dient, Teile von Einkommen und Vermögen zu übertragen, die bereits im Tauschverkehr entstanden sind, gibt es keinen besonderen Anlaß zur Preissteigerung. Die Preise *können* dennoch steigen, wie sie auch ohne jede Vermehrung, selbst bei Verminderung der staatlichen Zahlungsmittel, steigen können, aber sie *müssen es nicht* tun. Von einer qualifizierten Geldentwertung würde nicht zu reden sein.

Eine solche plötzliche, starke, unnatürliche Preissteigerung tritt ein, wenn das neu geschaffene Geld nicht mehr Mittel zum Zweck ist sondern seinem ersten Besitzer, in der Regel dem Staate, ein Einkommen schafft, das nicht aus dem Tauschverkehr hervorgegangen ist, und wenn dessen Kaufkraft plötzlich preissteigernd auf dem Markt geworfen wird. Diese besondere Art der Preissteigerung (reziprok: Geldentwertung) kann man als „qualifizierte Geldentwertung" kennzeichnen. — Der Ausdruck „allgemeine Entwertung" würde unzweckmäßig sein, weil er die falsche Ansicht vom Steigen eines „allgemeinen Preisniveaus" hervorgerufen kann. —

Wie wenig Heyn diese besondere Preissteigerung erkannt hat, geht daraus hervor, daß er die Entwertung unseres Geldes im Kriege nicht für qualifiziert hält. Sie sei „nicht durch Ursachen auf der Geldseite herbeigeführt" worden.

Der Notenumlauf der Reichsbank ist von 1,8 Milliarden Mark am 23. Juli 1914 bis zum 7. Dezember 1916 auf 7,4 Milliarden Mark ge-

stiegen. Rechnet man die im gleichen Zeitabschnitt eingezogenen Goldmünzen mit ein, so behält man 4,3 Milliarden Mark in Noten übrig, die neu in den Verkehr gekommen und darin geblieben sind. Zum großen Teile sind diese Noten dem Reiche gegen Schatzscheine zur Verfügung gestellt worden, also gegen Wechsel, denen noch kein wirtschaftlich erworbenes Einkommen des Reiches entspricht. Das Reich hat seine Einnahmen aus Anleihen und Steuern noch nicht dazu benützt, diese Noten einzuziehen. Es handelt sich hier also nicht um Kredit, um die leihweise Benutzung schon vorhandener Einkommen durch das Reich, sondern um künstliche Schöpfung von Einkommen, um künstliche Steigerung der Kaufkraft, die zu Markte geht. Diese Tatsache hat neben der plötzlichen, starken Verminderung der produktiven Kräfte des Wirtschaftslebens durch den Heeresdienst die Preise außerordentlich erhöht, hat zu einer qualifizierten Geldentwertung geführt. -- Man kann für diese Tatsache auch das Fremdwort Inflation gebrauchen. -- Der Hinweis auf die Dritteldeckung durch den Goldschatz der Reichsbank vermag an dieser Ansicht garnichts zu ändern.

IV. Mißtrauen und Geldentwertung.

Wenn auch Heyn die Entwertung unseres Geldes im Kriege nicht qualifiziert nennen will, so schränkt er doch dieses milde Urteil selbst ein. Er sagt, man möge nicht von Geldentwertung sprechen, weil bei der gegenwärtig so großen Umlaufsmenge Mißtrauen leicht zur Krise führen könne.[89]) Heyn hält ja das Mißtrauen für eine selbständige Ursache qualifizierter Geldentwertung.

Dagegen habe ich einzuwenden: Die qualifizierte Entwertung ist bereits eingetreten; die Krise ist im Gange. Mißtrauen allein hätte sie nicht hervorrufen können. Mißtrauen gibt Anlaß zu Kreditkrisen, die ohne jede Ursache auf der Geldseite — genau: ohne künstliche Geldvermehrung — entstehen können und erfahrungsgemäß nicht zu einer so plötzlichen und starken Geldentwertung führen wie die künstliche Bereitstellung neuer Einkommen durch die Geldschöpfung.

Das Publikum erfährt die Geldentwertung aus den Preisen, nicht aus Aufsätzen oder Vorträgen über Geldentwertung. Solange nicht weiter in bedeutendem Maße durch die Notenpresse unverdiente Kaufkraft erzeugt wird, ist keine Ursache zu Mißtrauen vorhanden. Geschieht es, so werden die Preise weiter steigen, wenn auch felsenfestes Vertrauen zum Geldwesen vorhanden ist, das sich auf die vorzügliche Golddeckung gründen mag.

Weiter bezweifle ich, daß sich das Mißtrauen zuerst in einer stärkeren Nachfrage der Geld bietenden Käufer nach „wertbeständigeren Gütern" äußert.[90]) Wer sein Einkommen für Lebensbedarf aufwendet, verbraucht, bedenkt im Gegenteil seinen Vorteil und versucht, möglichst

[89]) Heyn, Conrads Jahrb. Bd. 106, S. 390.

[90]) Derselbe a. a. O. S. 383 und 781. Derselbe, Unser Geldwesen usw. S. 18 und 34. Derselbe, Zeitschr. f. Sozialwissensch. 1916, S. 34.

viel für sein Einkommen zu erhalten. Die möglichst gute Befriedigung seiner Bedürfnisse ist sein Ziel, nicht die „Wertbeständigkeit".

Wer sich ein Vermögen ohne Verlust für die Zukunft erhalten will, sucht es durch Kauf oder guten Kredit sicher anzulegen. Vielleicht fühlt er sich aus Mißtrauen veranlaßt, diesem oder jenem Schuldner den Kredit zu entziehen. Dabei ist er bereit, auf hohen Zins zu verzichten, hohe Preise für sicheren Besitz zu zahlen. Das geschieht schon in Zeiten stockenden Geschäftsganges, bei sogenannten Depressionen, ist aber noch nicht genügend Ursache zur qualifizierten Geldentwertung.

Heyn glaubt, daß das Vertrauen des Publikums in das Geldwesen von der Golddeckung abhängt. Da er vom Mißtrauen qualifizierte Geldentwertung befürchtet, so schreckt er vor den praktischen Schlüssen einer nominalistischen Geldtheorie — wie Knapp — zurück. Ja, seine Furcht vor dem Mißtrauen hat ihm sogar neuerdings noch einen ganz metallistischen Gedanken abgetrotzt, wie er denn überhaupt immer vorsichtiger wird.

„Daß der Wert des Goldgeldes mehr gefestigt ist als der Wert des aus Papier bestehenden Geldes, ist ohne weiteres zuzugeben; denn das Goldgeld besitzt neben seinem Werte als Geld noch einen gleich hohen Wert (!) als Metall, der in der ganzen Welt anerkannt wird und überall leicht und ohne Verlust realisierbar ist."[91])

Dagegen ist folgendes einzuwenden:

1. In einem Lande mit Goldwährung, z. B. im Deutschen Reich, bekommt man für ein Pfund Feingold nicht mehr als für 1395 Mark in Goldstücken, Silberstücken oder Banknoten.
2. Das Goldmetall hat seinen Wert vom Gelde, nicht aber das Geld vom Golde. Würde die Goldwährung aufgehoben, so hätte das Goldmetall nicht mehr den festen Preis von 1395 Mark für das Pfund.
3. Man versucht, das Gold in einem fremden Staate mit Goldwährung zu realisieren. Dort hat es festen Preis, im Inlande aber ist das Geld entwertet. Will ich mir auf diese Weise Einkommen in heimischem Gelde verschaffen, so finde ich meinen Vorteil nur, wenn der intervalutarische Kurs zu Gunsten des Auslandes steht. Dafür bürgt die Preissteigerung im Inlande nicht. Will ich mir mit dem Erlös des Goldverkaufes im Auslande Waren kaufen, diese in die Heimat einführen und damit Einkommen in heimischem Gelde erwerben, so finde ich meinen Vorteil nur, wenn ich mit geringeren Kosten auf dem Markte erscheine, als wenn ich heimische Ware gekauft hätte.

Das Gold allein hilft also nicht, den Wert des Geldes zu befestigen, sein Tauschwert ändert sich mit demjenigen des Geldes. — Diese Gedanken hat Heyn viel früher ausgesprochen als ich, der sie ihm mit verdankt. Es gilt aber zu zeigen, wohin ihn die Furcht vor dem Mißtrauen geführt hat.

Nur eins möchte ich noch hinzufügen: Angenommen, der Staat

[91]) Heyn, Unser Geldwesen usw. S. 26.

kaufe Gold zu Münzzwecken im Inlande (Schmuck) oder im Auslande (Barren und ausländische Münzen). Verschafft er sich das Geld, dessen er zu seinem Kaufe bedarf, durch wirtschaftliche Einnahmen oder Steuern, oder läßt er sich von anderen deren wirtschaftlich eingekommenes Vermögen leihweise übertragen, so ist der Vorgang für die stetige Preisbewegung ungefährlich. Verschafft sich der Staat zu dem genannten Zwecke z. B. eine Milliarde neuer Banknoten, die ohne Zusammenhang mit früheren wirtschaftlichen Preisen und Einkommen künstlich entstehen, so ist Grund zu außerordentlicher Preissteigerung vorhanden, so liegt Inflation vor. An dieser Tatsache würde nichts geändert, wenn der Staat die Noten mit den neu geprägten Goldmünzen einlösen würde. Dieses Goldgeld hat ihn ja nichts gekostet; es ist künstliches Einkommen. Ohne Einlösung würde freilich doppelter Anlaß zur Preissteigerung vorliegen.

C. Die Währungsfrage.

Heyn beurteilt die verschiedenen Währungen nach dem Vertrauen, das sie genießen, und ihrem günstigen oder ungünstigen Einfluß auf die Krediterteilung. Der natürliche Geldbedarf des Verkehrs soll weder über- noch unterschritten werden. Er ergibt sich einerseits aus dem Bedarf am Waren- und Kreditmarkt, andererseits aus den gesetzlichen Bestimmungen und der herrschenden Ansicht über die Deckung der Banknoten und der anderen täglich fälligen Verbindlichkeiten. Heyn hält es nicht für notwendig, die Krediterteilung der Reichsbank einer grundlegenden Neuerung zu unterziehen.[93])

Er tritt seit 1894 für eine Papierwährung mit Goldreserve für den Auslandsverkehr, auch Goldkernwährung genannt, ein.[94]) Das Vertrauen in das Geld ist noch immer an den Goldschatz gebunden. Da die Goldkernwährung einen solchen besitzt, genügt sie dieser Forderung, wenn auch die (offene) Goldwährung mit Goldumlauf noch mehr Vertrauen besitzt.[95]) Mit dem Goldglauben, in dem das Volk noch heute durch die Wissenschaft bestärkt wird, glaubt Heyn unbedingt rechnen zu müssen, obwohl er selbst derjenigen Währung das größere Vertrauen entgegenbringt, dessen „Wertkonstanz" der Staat besser wahren kann. Das ist die Papierwährung mit Goldreserve für den Auslandsverkehr, weil sie die Geldschöpfung dem Bedarfe besser anpassen kann.[96])

Abgesehen davon, daß der Goldschatz für das Vertrauen unerläßlich ist, bietet er der Goldkernwährung die Vorteile der sogenannten

---

[92]) Heyn, Erfordernisse usw. S. 14.
[93]) Derselbe, Unser Geldwesen usw. S. 42–45.
[94]) Derselbe, Papierwährung usw. S. 81, 82.
[95]) Derselbe, Zeitschr. f. Sozialwissensch. S. 34.
Derselbe, Unser Geldwesen usw. S. 20, 39.
[96]) Derselbe, Papierwährung usw. S. 47. Derselbe, Conrads Jahrb. Bd. 106, S . . . Derselbe, Irrtümer, usw. S. 18, 19, 27.

automatischen Regelung des intervalutarischen Kurses zwischen den Grenzen des oberen und des unteren Goldpunktes. Bei der Goldkernwährung soll nämlich Gold in Barren zur Ausfuhr zum gesetzlich festgelegten Preise abgegeben werden.[97])

Als Maßstab für die Notenausgabe und als „Wertbasis" für das Papiergeld erkennt Heyn den Goldschatz nicht an.[98])

Bei der offenen Goldwährung vermag der Geldumlauf dem Bedarf nicht so angepaßt zu werden, wie bei der Goldkernwährung. Es herrscht regellose Vermehrung und Verminderung des Umlaufs.[99]) Wenn es der private Vorteil erheischt, verschwindet überwertiges Metallgeld in der Industrie oder im Auslande.[100]) Regelmäßig je nach dem Stande des intervalutarischen Kurses hat der Goldabfluß Geldknappheit, der Goldzufluß Geldüberfluß zur Folge. Da die Notenausgabe an Golddeckung gebunden ist, so wird durch den Goldabfluß der Zentralbank vorgeschrieben, wie groß der Geldumlauf sein darf. Will die Notenbank den Goldschatz schützen, so erhöht sie den Diskont, und der erschwerte Kredit wirkt auf den Geldwert. Der krampfhafte Schutz des Goldvorrates hindert die Zentralbank daran, den ungünstigen intervalutarischen Kurs zu verbessern. Schließlich droht der Goldglaube, den die offene Goldwährung ständig nährt, mit der Masseneinlösung der Noten, mit der Schätzung des umlaufenden Geldes durch das Volk; bei Goldkernwährung kommt die Schätzung gar nicht in Frage, da allein Papiergeld, nicht aber Goldbarren im Inlande gesetzliche Zahlkraft besitzen. Indessen erregt das Erscheinen des Papiergeldes vielfach Mißtrauen, weil es ein fremdes Element in der offenen Goldwährung darstellt.[101]) Die Goldkernwährung soll die Bevölkerung schon im Frieden an den im Kriege notwendigen Zustand gewöhnen, und es ist besser, daß die Goldreserve jederzeit im Gewaltbereiche der Regierung liegt, anstatt im freien Verkehr umzulaufen.[102])

Die Goldkernwährung kann den Geldumlauf dem Bedarf der Volkswirtschaft besser anpassen als die offene Goldwährung, welche die besprochenen Hemmnisse nicht kennt. Dabei kann ein Teil des Papiergeldes endgültig, ein anderer wie Banknoten auf dem Wege des Kredites ausgegeben werden.[103]) Soweit bisher die bewußte Regulierung des Geldmarktes eine Wertbeständigkeit des Goldes be-

---

[97]) Heyn, Irrtümer usw. S. 30, 36.

[98]) Derselbe, Papierwährung usw. S. 81, 82. Derselbe, Zeitschr. f. Sozialwissenschaft . . . S. 29. Derselbe, Unser Geldwesen usw. S. 22. Siehe oben S. . .

[99]) Derselbe, Papierwährung usw. S. 44, 45.

[100]) Derselbe a. a. O. S. 28, 36, 42. Derselbe, Erfordernisse usw. S. 11.

[101]) Derselbe, Papierwährung usw. S. 62–69. Derselbe, Irrtümer usw. S. 21 und § 7. Derselbe, Erfordernisse usw. S. 15. Derseibe, Conrads Jahrb. Bd. 106, S. 801–804. Derselbe, Zeitschr. f. Sozialwissensch. S. 34. Derselbe, Unser Geldwesen usw. S. 21 und 30.

[102]) Derselbe a. a. O. S. 29, 30.

[103]) Derselbe, Papierwährung usw. S. 62–69. Derselbe, Irrtümer usw. S. 21 und § 7. Derselbe, Erfordernisse usw. S. 15. Derselbe, Conrads Jahrb. 106, S. 789–792. Derselbe, Unser Geldwesen usw. S. 21, 27, 30.

zweckte, geschah es im Widerspruch zur herrschenden Theorie auch nur auf diese Weise.[104])

Der Gefahr der Geldknappheit ist die Goldkernwährung weniger ausgesetzt. Auch sie kann durch erhöhten Diskont den Goldvorrat schützen oder günstige Kapitalbewegungen herbeiführen und damit die Zahlungsbilanz verbessern.[105]) Im Frieden erreicht auch eine Kapitalreserve diesen Zweck. Vor allem erreicht die Goldkernwährung aber mit dem gleichen Goldvorrat mehr als die offene Goldwährung. Sie wird daher durch eine Prämienpolitik den Abfluß und Zufluß genügend regeln und die ungünstigen Folgen der Kreditverteuerung vermeiden können.[106]) Die Gefahr einer zu großen Geldausgabe besteht auch bei der Goldkernwährung, sie wird jedoch um so geringer werden, je mehr man sich vom Glauben an die Dritteldeckung befreit und der Geldschöpfungslehre sich zuwendet.[107])

In einer seiner letzten Schriften gibt Heyn der starken Goldkernwährung vor der schwachen Goldwährung mit Goldumlauf den Vorzug. Die Goldkernwährung könnte ohne weiteren Kapitalaufwand auf 2000—2200 Millionen (ausschließlich Kriegsschatz) gegründet werden. Eine schwache offene Goldwährung mit nur 1200 Millionen Goldschatz würde noch eines Goldkaufes für 700 Millionen Mark bedürfen, da Heyn nach dem Kriege mit größerem Geldbedarf und dementsprechend mit einem Goldgeldumlauf von 1700 Millionen rechnet. Eine starke offene Goldwährung mit 2200 Millionen Mark Goldschatz und 1700 Millionen Mark Umlauf an Goldgeld hält Heyn für unbezahlbar und unerreichbar. Wäre sie möglich, so würde sie die Gefahr der Entwertung des Goldes heraufbeschwören (?). Diese liegt aber nach Heyns neuerer Ansicht in weiter Ferne.[108]) Die Warnungen vor der Gefahr der Demonetisierung des Goldes finden sich seit den Schriften von 1894 und 1900 nicht mehr bei ihm.[109])

Ganz allgemein läßt sich feststellen, daß Heyns Ansichten im Laufe der Zeit vorsichtiger geworden sind. So empfiehlt er mit Rücksicht auf das notwendige Vertrauen, die im Giro- und Scheckverkehr überwiesenen Bankverbindlichkeiten ebenso mit Gold zu decken wie die Banknoten, weil sie diesen materiell völlig gleichstehen.[110]) Das würde selbst ein Metallist nicht verlangen, obwohl es folgerichtig gedacht ist.

Man fragt sich, ob Heyn von seiner Theorie des intervalutarischen Kurses wirklich überzeugt ist, wenn er für das Vertrauen der

---

[104]) Heyn, a. a. O. S. 23.
[105]) Derselbe. a. a. O. S. 21 und 26.
[106]) Derselbe, Papierwährung usw. S. 29, 61, 78, 83. Derselbe, Irrtümer usw. S. 82.
[107]) Derselbe, Unser Geldwesen usw. S. 22.
[108]) Derselbe, a. a. O. S. 31–33.
[109]) Derselbe, Papierwährung usw. S. 29, 61, 78, 83. Derselbe, Irrtümer usw. S. 82.
[110]) Derselbe, Unser Geldwesen usw. S. 33.

Goldkernwährung im Auslande fürchtet, weil sie den Goldvorrat für den inländischen Verkehr spart und ihn nur für Ausfuhrzwecke öffnet. Er schlägt darum vor, man möge das Gold für den inneren Verkehr freigeben, es aber dem deutschen Volke zur Ehrenpflicht machen (?), den Goldschatz stets nur bis zu einem Mindestbestande von 2400 Millionen Mark in Anspruch zu nehmen.[111])

Dieser wohlgemeinte Vorschlag klingt doch so, als würde sich sein Verfasser zu einer nominalistischen Geldtheorie keineswegs bekennen. Mit Recht kann der Metallist einwenden, in Geldfragen herrsche nun einmal der Egoismus der Einzelnen, eine Ehrenpflicht vermöge sich dagegen in gewöhnlichen Zeiten nicht durchzusetzen; darum sei Goldgeld im Umlaufe notwendig.

Diese Ansicht teile ich nicht. Mir kommt es vielmehr darauf an, zu welchen praktischen Schlüssen Otto Heyn dadurch gelangt, daß er sich in seinen rein geldtheoretischen Schriften von seiner Ansicht über die Wertschätzung des Geldes, die er in seinen Schriften über die Wert- und Preistheorie vertritt, so weit entfernt hat. Hätte er jene Anschauung, der ich, wie gesagt, sehr nahe stehe, zu Ende durchdacht, so würde er das Mißtrauen und den Goldglauben nicht so überschätzen. Zum Mißtrauen gegen das Geld ist ohne Inflation (Entstehen künstlicher Einkommen bei der Geldschöpfung) kein Anlaß gegeben. Goldwährung in jeder Form schützt weder vor Inflation, noch mildert sie deren Folgen auch für das Vertrauen. Das Mißtrauen gegen das Kreditwesen hängt mit der Währung nicht kausal zusammen, ist aber m. E. viel wichtiger als das Mißtrauen gegen das Geld.

Von meinem Standpunkt aus ist gegen die Papierwährung mit Barrengoldreserve für den Auslandsverkehr vollends nichts einzuwenden. Die Furcht, das Geld möchte seine Funktion als Wertmaß, Wertübertragungsmittel und dergleichen nicht erfüllen können, wenn das Goldgeld dem Verkehr entzogen wird, vermag ich nicht zu teilen. Erfahrung und Erkenntnis des Tauschverkehrs lassen mir das Verschwinden der Goldmünzen als gefahrlos erscheinen.

Neben ihren Vorteilen vor der offenen Goldwährung, die Heyn m. E. gut hervorhebt, hat die Goldkernwährung aber noch Nachteile mit der offenen Goldwährung gemeinsam. Das Ausland, namentlich das Gold produzierende Ausland, kann durch Goldeinfuhr zu beliebiger Zeit seine Zahlungsbilanz verbessern, die heimische Bilanz also verschlechtern, wenn die heimische Zentralbank alle angebotenen Goldbarren zu festem Preise ankauft. Dieser Nachteil würde unerträglich werden, wenn ein großer fremder Handelsstaat die Goldwährung aufheben würde. Dann müßte der heimische Staat dessen Gold ankaufen, ohne seinen intervalutarischen Kurs gegen diesen Staat automatisch regulieren zu können. Wahrscheinlich würde er nach großen Verlusten die Goldeinfuhr sperren. Die Vorteile der Kursverbesserung kann man ja auch erzielen, wenn man eine andere Ware

---

[111]) Heyn, Zeitschr. f. Sozialwissensch. . . . . S. 29, 40.

als gerade Gold ausführt. Ganz abgesehen davon ist die automatische Kursregulierung auf die Dauer nur bei im übrigen günstiger Zahlungsbilanz möglich.

Den einzig gewichtigen Grund zum Mißtrauen gegen die Stetigkeit der Preisentwicklung (die Beständigkeit des Geldwertes), nämlich die Gefahr des Entstehens künstlicher Einkommen bei der Geldschöpfung, entkräftet keine Währung aus sich heraus, die reine Papierwährung so wenig als die Papierwährung mit Goldreserve für den Auslandsverkehr und die offene Goldwährung. Die Inflation ist bei offener Goldwährung genau so möglich wie bei reiner Papierwährung. Je größer der Goldschatz ist, desto weiter kann sie bei Dritteldeckung um sich greifen. Ist aber diese Gefahr in ihrem Wesen erkannt, so kann sie auch bei reiner Papierwährung sicher verhütet werden, wenn die Geldschöpfung niemals künstlich neues Einkommen schafft. „Nicht das Geld, so kann man sagen, kauft die Güter, sondern die Einkommen kaufen sie."[112])

---

[112]) Liefmann, „Geld und Gold", S. 87.

Literatur zur staatlichen Theorie des Geldes.

I. Knapps Schriften.

Knapp, Staatliche Theorie des Geldes. Leipzig 1905.
Knapp, Die rechtshistorischen Grundlagen des Geldwesens, Schmollers Jahrbuch 1906 II, S. [927].
Knapp, Erläuterungen zur staatlichen Theorie des Geldes, Schmollers Jahrbuch 1906 II, S.[1692].
Knapp, Die Währungsfrage vom Staate aus betrachtet, Schmollers Jahrbuch 1907 IV, S. 59.
Knapp, Die hohen Diskontsätze und unsere Verfassung des Geldwesens, Bankarchiv 1906, S. 41.
Knapp, Die Beziehungen Österreichs zur staatlichen Theorie des Geldes, Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung. Wien 1908, S. 439.
Knapp, Artikel „Geldtheorie, staatliche", Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Band IV. Jena 1909, S. 610.
Knapp, Über die Theorien des Geldwesens, Schmollers Jahrbuch 1909 I, S. [429].

II. Arbeiten von Schülern Knapps.

Blaum, Kurt, Das Geldwesen der Schweiz seit 1798, Abhandlungen aus dem staatswissenschaftlichen Seminar zu Straßburg, Heft 24, 1908.
Scheffler, Joh., Das Geldwesen der Vereinigten Staaten von Amerika im 19. Jahrhundert; daselbst, Heft 25, 1908.
Frauz, Emil, Die Verfassung der staatlichen Zahlungsmittel Italiens seit 1861; daselbst, Heft 27, 1911.

III. Anhänger Knapps.

Calligaris, Staatliche Theorie des Geldes, Österreichische Rundschau, Band VII, Heft 80 vom 10. V. 1906.
Calligaris, Staatliche Theorie des Geldes, Münchener Allgemeine Zeitung, 1. II. 1906, Beilage.
Calligaris, Bemerkungen zu Knapps Geldtheorie, Bankarchiv 1908, S. 289.
Calligaris, Das Dogma der Metallisten, Bankarchiv 1909, S. 4.
Calligaris, Helfferich über Knapp, Bankarchiv 1911, S. 268.
Vergleiche ferner Calligaris im Bankarchiv VI, S. 92; VII, S. 156; VIII, S. 170; XV (1915—1916), S. 338.

Fe[illegible]rage der Barzahlungen, Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, Wien 1910, S. 657.
Federn, Das Problem der gesetzlichen Aufnahme der Barzahlungen in Österreich-Ungarn, Schmollers Jahrbuch 1910 I, S. 151.
Federn, Moderne Geldtheorie im österreichisch-ungarischen Bankprivilegium, Schmollers Jahrbuch 1911 II, S. [1379].
Vergleiche weiter Bendixen.

IV. Kritiker Knapps.

v. Bortkiewicz, Die geldtheoretischen und die währungspolitischen Konsequenzen des „Nominalismus", Schmollers Jahrbuch 1906 II, S. [1311].
Diehl, Eine neue Theorie des Geldes, Bankarchiv 1905–1906, S. 241.
Helfferich, Diskontsatz und Geldverfassung, Bankarchiv VI, S. 65. Ferner in der 2. Auflage seines Werkes „Das Geld" 1910.
Lexis, Eine neue Geldtheorie, Archiv für Sozialpolitik 1906, S. 557.
Lexis, Die Knappsche Geldtheorie, Conrads Jahrbuch Band 87, S. 534.
Lotz, Knapps neue Geldtheorie, Schmollers Jahrbuch 1906 II. S. [1213].
Moll, Die theoretischen Probleme des stoffwertlosen Geldes im nationalen und internationalen Wirtschaftsleben, Weltwirtschaftliches Archiv 1914 (III), S. 97.
v. Mises, Das Problem gesetzlicher Aufnahme der Barzahlungen in Österreich-Ungarn, Schmollers Jahrbuch 1909 II, S. [985].
v. Mises, Dasselbe. Schlußwort gegenüber Walther Federn, Schmollers Jahrbuch 1910 II, S. [1877].
v. Mises, Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel, 1912. Daselbst über Knapp S. 48, 57.
Nübling, Hartgeld oder Papier. Ulm 1907. Eine Antwort auf Knapps Buch über die staatliche Theorie des Geldes.
v. Schmoller, An Georg Friedrich Knapp zum 70. Geburtstag, Schmollers Jahrbuch 1912 I, S. [877].
Soda, Die neue Knappsche Geldtheorie und das Wesen des Geldes, Conrads Jahrbuch, Band 89, S. 336 und 620.
Voigt, Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften 1906.
Weiß, Die moderne Tendenz in der Lehre vom Geld, Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung. Wien 1910, S. 502.

Literatur zur Geldtheorie

von Friedrich Bendixen.

Bendixen, Das Wesen des Geldes, Leipzig 1908.
Derselbe, Geld und Kapital, Leipzig 1912.
Derselbe, Währungspolitik und Geldtheorie im Lichte des Weltkrieges, München und Leipzig 1916.

Bendixen, Das Inflationsproblem; Heft 31 der [illegible] lichen Zeitfragen, herausgegeben von Schanz und Wolf 1917.
Dazu Kritiken von
Karl Diehl im Bankarchiv, Band XVI, Nr. 1;
Robert Liefmann in „Geld und Gold", Stuttgart und Berlin 1916;
Otto Heyn in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1912, S. 594, daselbst 1913, S. 29 und 591.

Literatur zur Wert- und Preistheorie und zur Geldtheorie

von Otto Heyn.

Heyn, Theorie des wirtschaftlichen Werts I. Berlin 1899.
Derselbe, Die Wertschätzung bei der Preisbildung; Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 1901.
Derselbe, Nutzen und Kosten als Ausgangspunkt des menschlichen Wirtschaftens; Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1914, S. 159 ff. und S. 244 ff. (Kritik an Liefmann).
Derselbe, Papierwährung mit Goldreserve für den Auslandsverkehr, Berlin 1894.
Derselbe, Irrtümer auf dem Gebiete des Geldwesens, Berlin 1900.
Derselbe, Erfordernisse des Geldes, Leipzig 1912.
Derselbe, Zur Frage der Elimierung des Wertproblems aus der Geldtheorie; Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1913, S. 39.
Derselbe, Der Kampf um den Geldwert, daselbst S. 591.
Derselbe, Neue Untersuchungen über die Frage der Wertstabilität des Geldes, daselbst S. 771.
Derselbe, Der Goldschatz der Reichsbank und seine Bedeutung im Krieg und nach dem Krieg; Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1916, S. 27.
Derselbe, Zur Verteidigung der Chartaltheorie, Conrads Jahrbuch, Band 106, S. 776.
Derselbe, Der Kursrückgang der deutschen Wechsel keine Folge einer Entwertung des deutschen Geldes, daselbst S. 376.
Derselbe, Unser Geldwesen nach dem Kriege, Stuttgart 1916; Finanzwirtschaftliche Zeitfragen, herausgegeben von Schanz und Wolf, Heft 28.
Derselbe, Die Zukunft unseres Geldwesens; Europäische Staats- und Wirtschaftszeitung vom 31. Juli 1916.
Ferner zahlreiche Aufsätze im Bankarchiv.
Dazu Kritiken von
Karl Diehl in Conrads Jahrbuch 1901 II, S. 420 und ebenda 1916, S. 721.
Bendixen in den gesammelten Aufsätzen von 1916 und
Robert Liefmann in „Geld und Gold", Stuttgart und Berlin 1916.

Lebenslauf.

Am 16. Februar 1895 wurde ich als Sohn des Stadtbaurates Ewald Genzmer, jetzt ord. Professor an der Technischen Hochschule Dresden, in Halle an der Saale geboren. Zu Ostern 1913 erhielt ich das Reifezeugnis am Realgymnasium zu Blasewitz bei Dresden. Nunmehr wandte ich mich dem Studium der Staatswissenschaften zu und besuchte zunächst die Technische Hochschule Dresden, später die Universitäten Bonn und Berlin. Im Herbst 1915 siedelte ich an die Universität Freiburg im Breisgau über. Hier habe ich die vorliegende Arbeit auf Anregung und unter Anleitung des Herrn Geheimen Hofrates Prof. Dr. Karl Diehl geschrieben. Ihm und Herrn Professor Dr. Robert Liefmann, dessen Ansicht meine Anschauung über den Gegenstand der Arbeit wesentlich beeinflußt hat, schulde ich tief empfundenen Dank.

Radebeul bei Dresden, im März 1917.

Werner Genzmer.

THE LIBRARY OF THE
JUL 9 1924
UNIVERSITY OF ILLINOIS